

der Evangelischen Schülerheime und der Evangelischen Lehrerarbeit. Hier wird ein besonderes Erbe Goßners fortgeführt.

Das andere Haus, das ebenfalls zum Kirchenkreis Schöneberg gehört und ein Erbe Goßners fortsetzt, ist das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in der Lützowstraße. Goßner sah als Gemeindepfarrer off in das Großstadtelend hinein und gründete zur Betreuung im besonderen der Kranken schon 1833 zuerst einen Männer- und bald danach einen Frauen-Krankenverein, der seine Tätigkeit nach und nach über ganz Berlin erstreckte. Später hatte bald jede Gemeinde ihre eigene Frauengruppe. Aber man kann sagen, daß Goßner als Erster diese Frauenhilfsarbeit in allen Gemeinden für notwendig erkannt und angeregt hat.

Aus diesen Anfängen entstand dann 1837 das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus, in dem Goßner selbst bis zu seinem Tode wohnte. Auch für diesen Dienst an den Kranken hatte Goßner seine besonderen Gedanken. So weigerte er sich zeitlebens, den Titel "Diakonisse" anzuerkennen; er nannte seine Schwestern "Helferinnen" oder "Pflegerinnen" und tat alles um zu vermeiden, daß sich der Dienst dieser Schwestern zu einem besonderen Beruf, Stand oder Titel verfestigte. Der Bestand der Schwestern sollte sich immer wieder aus der Gemeinde auffüllen. Ihm schwebte also - ganz aktuell ausgedrückt - so etwas wie ein diakonisches Jahr für die Gemeindejugend vor. Goßner war ein großer Anreger. So war er z.B. auch der Erste, der "Diakonissen" aufs Missionsfeld aussandte (in zehn Jahren 36). Die ersten Versuche mißglückten, weil die hinausziehenden Schwestern sofort von den ledigen Missionaren weggeheiratet wurden; aber später hat sich wie in seiner eigenen Mission so auch allgemein, der Dienst der Missionsdiakonissen durchgesetzt.

Während des zweiten Weltkrieges wurden beide Goßnerhäuser in Ruinen verwandelt. Es hat mehr eines ganzen Jahrzehnts bedurft, um sie - wesentlich auch mithilfe öffentlicher Mittel - wieder aufzubauen. Heute umfaßt das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus wieder: ein Diakonissen-Mutterhaus, eine Krankenpflegeschule, 5 Stationen mit je 30 Betten, eine Unfall-Station und ein Pflegeheim für Sieche (mit 100 Betten). Auf Westberliner Boden, aber dicht an der Sektorengrenze gelegen, hat es besondere Möglichkeiten, den ihr aufgetragenen Dienst an den Kranken auszurichten.

Göhrner - ein Mann der Inneren Mission: dafür hat das Missions-
beth Plakontzen und Krankenhaus ein lebendiges Zeugnis.
Wenn man aber von Göhrners Liebe zur Äußeren Mission, also
zu den Nichtchristen, spricht, schaut man gewissermaßen in
die Herzkammer seiner christlichen Existenz und seiner kirch-
lichen Arbeit hinein. "Hören wir auf, Missionare zu sein",
sagte er einmal, "so hören wir auf, Christen zu sein".
Schon als katholischer Pfarrer arbeitete er in der Gegend.
Basler Mission und in der Brüdergemeine mit. 1834 gründete er
in Berlin das erste Missionsblatt in östlichen Deutschland:
"Die Bienen auf dem Missionsfeld". 1836 kam es dann - recht
eigentlich gegen Göhrners Willen - zur Gründung der späteren
sogenannten Göhrner-Mission. Auch hier dachte Göhrner ganz
modern. Er sträubte sich bis zuletzt, einen Missionsverein
zu gründen, weil er der Überzeugung war, daß die Mission
sache der Kirche sei. "Ich behaupte" so tief er einmal mit
wichtigen und auch heute noch gültigen Sätzen aus: "Evan-
gelische Mission unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist
die heiligste und wichtigste Aufgabe, die die ganze evange-
lische Kirche zu der ihrigen machen sollte." Erst unter dem
Druck des Konsistoriums und des preussischen Königs persönlich
gab Göhrner seinem Missionsunternehmen die Form eines Vereins.
Göhrner selbst hat während seines Lebens noch 141 Missionare
buchstäblich in alle Welt ausgesandt. Der Schwerpunkt der
Mission verlagerte sich mehr und mehr nach Indien, wo im Laufe
eines Jahrhunderts aus der Missionsarbeit unter den Ureinwohnern
(Advasit) eine junge, selbständige Kirche entstanden ist (1919),
die erste auf einem deutschen Missionsfeld überhaupt. Die Ver-
bindung zwischen der Göhrner-Mission und jener sogenannten Evangel.
Lutherischen Göhrnerkirche in Chotanaspur und Assam hat die
Probe von 2 Weltkriegen überstanden. Noch heute ruft die Göhrner-
kirche deutsche Missionare und Missionseschwestern nach Indien;
zur Mitarbeit am Theol.-Seminar, in der Bibelschule für Gemeinde-
helferinnen und Katechetinnen, in der Industriemission und im
missionsärztlichen Dienst. In gleicher Weise lädt die Göhrner-
Mission Studenten und Studentinnen aus der indischen Göhrnerkirche
(Theologen und Nichttheologen) zum Studium in Deutschland ein.
Sie hat auch den ersten und glücklichsten Versuch gemacht, einen
indischen Pastor in ihre Heimatarbeit einzustellen. So, im Geben



und im Nennen zwischen alter und junger Kirche wird das Missionswerk Goßner's auf oekumenischer Ebene fortgeführt.

Auch die Heimatarbeit der Goßner-Mission ist - ganz im Sinne Goßners - missionarisch und evangelistisch ausgerichtet. Wie Goßner Missionare auch zu den der Kirche entfremdeten Auslandsdeutschen ins Australien und Amerika entsandte, so wendet sich die Goßner-Mission in ihrer Heimatarbeit insbesondere auch an die der Kirche Fernstehenden. Dieser Aufgabe dient z.B. in der DDR ihre Wohnwagen- und Zeltmission, ihr Laienaktiv, ihre Team-Arbeit und ihre oekumenischen Arbeitslager und Ost/West-Begegnungen.

In Mainz-Kastel aber hat Pastor SYMANOWSKI in 18 oekumenischen Arbeitslagern mit Studenten und Pfarrern aus der ganzen Welt ein neues Goßnerhaus aufgebaut als Sitz einer eigenartigen Industrie-Mission. Um dem Menschen in der Industrie nahezu-kommen und dann für ihn da zu sein, ging er selbst eine zeitlang als Arbeiter in eine Zementfabrik. Den Abschluß seiner Arbeit bildete die Begründung eines Seminars für den kirchlichen Dienst in der Industrie, das 1956 eröffnet wurde und zu dem fast alle Evangelischen Landeskirchen Deutschlands Teilnehmer entsenden.

So mag man denn von Goßner sagen, was man will. Er war gewiß kein Theologe hohen Ranges; aber was er liebte und lebte, seine Christusbotschaft und seine dienende Liebe haben doch auch auf die Theologen seiner Zeit eingewirkt. So war denn Goßner wirklich ein Berliner Kirchenvater des 19. Jahrhunderts. So hat es wenigstens ein Berliner formuliert.

Und was dachte Goßner als bayrischer Schwabe mit seinem süddeutschen Dialekt, den er nie verleugnete, und mit allen Ecken und Kanten, aber auch mit dem Humor dieses Menschenschlages über die Berliner? Es gibt dafür ein launiges Goßnerwort, das wir unseren Lesern zum Schluß mitteilen möchten:

" Die Berliner sind commode; sie lassen sich Christum ins Haus und in die Stube tragen, und ich vill noch danken, wenn sie nur nicht zu bequem sind, IHN, so nahe habend, ins Herz vollendsaufzunehmen und einzuladen. Sie hören gern wie die Athenienser, das muß ich ihnen nachsagen, ob's aber haftet und Frucht bringt, das sieht man erst im Herbst. Es ist hier, wenn ich's sagen darf, viel Berliner Blau und das wird schwer halten, Himmelblau daraus zu machen. "

Jamshedpur, westlich von Calcutta gelegen, ist das gegenwärtig größte Hüttenwerk in Indien. Zu ihm gehört auch eine kleine Kolonie von Auslandsdeutschen: Ingenieure, Techniker und Facharbeiter. Als einer der deutschen Ingenieure nach Hausangestellten Umschau hält, stellt sich ihm ein junges indisches Mädchen mit den Worten vor: "Ich heiße Lili und bin Christin." Auf die Frage, zu welcher Kirche sie denn gehöre, erhält er die Antwort: "Zur Goßnerkirche" Goßner - Goßner? Dieser Name ruft bei dem deutschen Ingenieur Kindheitserinnerungen wach. Bei seinen Goßeltern im Schwabenlande, bei denen er sich in seinen Ferien aufhielt, wurde regelmäßig Hausandacht gehalten und dabei Goßners "Schatzkästchen" gelesen. "Ist das derselbe Goßner", fragt er die junge Christin, "der auch das "Schatzkästchen" verfaßt hat?" "Ja, es ist derselbe."

Goßners Name ist durch zwei Bücher weltbekannt geworden: sein "Schatzkästchen", das man in 7 europäische Sprachen übersetzte, und sein einfältiges, drastisches "Herzbüchlein", das in 23 Sprachen übertragen wurde und Goßners Namen in Afrika, Asien und bis nach China populär gemacht hat.

Am 30. März ds. Js. jährt sich zum 100. Male der Todestag Goßners und gibt Anlaß, dieses seltenen Mannes zu gedenken, der der Gründer des ersten Kranken- und Diakonissenhauses in Berlin war und nach dem sich eine deutsche Missionsgesellschaft, die Goßner-Mission, und eine indische Kirche nennt: die Evangelisch-Lutherische Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam.

Bekanntlich kam der katholische Priester Johannes Evangelista Goßner (geboren 1773) durch eine Erweckungsbewegung,

die damals durch die katholische Kirche Südbayerns ging, schon als junger Kaplan zum lebendigen Christusglauben. Um das volle Evangelium in seiner katholischen Heimat verkündigen zu können, trat er zunächst nicht zur evangelischen Kirche über und heiratete auch nicht. So durfte er noch 16 Jahre als Prediger und evangelistischer Schriftsteller in Bayern tätig sein. Durch politische und klerikale Umtriebe wurde er 1819 für immer aus seiner Heimat vertrieben, ging zunächst als Religionslehrer nach Düsseldorf und von dort als Hofprediger des Zaren Alexander I. nach Petersburg, wo er eine Gemeinde nach seinem Herzen fand: Christen aus allen Konfessionen, Juden und Mohammedaner saßen unter seiner Kanzel. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Goßner lebte in einer Zeit politischer Reaktion; und wie in revolutionären Zeiten ein Christ, auch wenn er nur Christ ist, in den Verdacht reaktionärer Gesinnung kommt, so wird er in reaktionären Zeiten als Revolutionär verdächtigt. Fürst Metternich, der von Wien aus die damalige reaktionäre Politik ganz Europas lenkte, forderte persönlich die Ausweisung Goßners aus Rußland. Seitdem war Goßner heimatlos. Er hielt sich bald in Hamburg, bald in Leipzig oder auf den Gütern des preußischen Adels in Pommern und Schlesien auf: als "Stubenprediger", wie er bitter bemerkte. Und nur um wieder eine Gemeinde und eine Kanzel zu haben, trat er endlich förmlich zur evangelischen Kirche über (1826) und wurde zum Pfarrer der böhmisch-lutherischen Bethlehemsgemeinde in Berlin berufen.

Aus dieser Gemeinde heraus und im organischen Zusammenhang mit dem Gemeindeleben entfaltet dann Goßner bis in sein hohes Alter hinein seine Tätigkeit auf dem Gebiet

der Inneren und Äußerer Mission. Er gründet am 10. November 1833 - also vor Kaiserswerth - einen Frauen-Krankenverein, aus dem dann das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus erwachsen ist (eingeweiht am 10. Oktober 1837). Schon Jahre vorher hatte Goßner in Hamburg mit Amalie Sieveking den Plan einer weiblichen Diakonie in der evangelischen Kirche besprochen und sie zu diesem Dienst eingeseget. Jetzt ging er in eigenartiger Weise an die Verwirklichung dieses Plans. Goßner hat stets dagegen protestiert, daß sich der Dienst der Diakonisse zu einem besonderen Stand, Beruf und Titel verfestigte. Er bezeichnete die Schwestern in seinem Krankenhaus einfach nur als "Dienerinnen" oder "dienende Schwestern" und erwartete, daß sich ihr Bestand immer wieder aus der Gemeinde auffüllte. Die Aufgabe, die vor seinen Augen schwebte war - ganz modern ausgedrückt - ein diakonisches Jahr für die weibliche Gemeindejugend. Die Entwicklung ist über Goßner auch in seinem eigenen Diakonissenhaus hinweggegangen; aber die Fragezeichen, die er schon am Anfang dieser Entwicklung, die er nicht aufhalten konnte, setzte, sind heute noch des Nachdenkens wert und sollten beachtet werden. Goßner war ein großer Anreger. So hat er z.B. auch den Anstoß zur Missionsdiakonie gegeben, als er 1852 die ersten beiden Diakonissen nach Java schickte. Dieser erste Versuch mißlang, wie einige darauffolgende auch, weil die ausgesandten Missionsdiakonissen von den ledigen Missionaren einfach weggeheiratet wurden. Und doch hat sich der gesunde Gedanke, den Goßner mit der Aussendung von Schwestern auf das Missionsfeld verfolgte, später in seiner eigenen Mission wie allgemein durchgesetzt.

Das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in Berlin hat durch die Kämpfe am Ende des Krieges schwer gelitten; nach und nach wird es aus seinen Trümmern wieder aufgebaut. In seiner neuen schönen Kapelle versammelt sich eine Gemeinde von Schwestern und Kranken zu Gottesdiensten, Vespern und Metten. Und wer auf die Liturgie, die dort gesungen wird, achtet, weiß, daß auch hierin Goßnersche Tradition weiterlebt.

Das andere große Werk, dem Goßners ganze Liebe galt, war die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden. Auch hier war Goßner der Meinung, daß Äußere Mission nicht eine Sache von Einzelfreunden oder Missionsvereinen, sondern Sache der Gemeinde und der Kirche sei. "Ich behauptete", so schrieb er einmal, "daß die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern die heiligste und wichtigste Aufgabe ist, die jeder wahre Christ zu der seinigen, die die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte." Es kam nun doch - ganz entgegen Goßners Willen - zur Begründung einer Goßnerschen Missionsgesellschaft (1836), die in den mehr als 100 Jahren ihres Bestehens insgesamt 292 Missionare ausgeschiedt hat - buchstäblich in alle Welt: nach Australien, in die Südsee, nach Indonesien, Afrika, Amerika (zu den Auslandsdeutschen) und endlich nach Indien. Von allen diesen Unternehmungen ist zuletzt in der Betreuung der sogenannten Goßner-Mission nur noch Indien verblieben. Hier handelt es sich um die Missionierung der Ureinwohner Indiens, der sogenannten Adivasis, die die ersten Sendboten Goßners 1845 für die Geschichte und Missionsgeschichte geradezu entdeckten. Dort ist nun in 100 Jahren seit Goßners Tod eine junge, selbständige Kirche entstanden, die unter indischer Leitung steht,

aber noch aufs engste mit der deutschen Mutterkirche und der Goßner-Mission verbunden ist.

Am 30. März wird auch die Goßnerkirche in Indien an den 100. Todestag des Mannes denken, den Gott zu seinem Werkzeug erwählte, das Evangelium bis in den indischen Dschangel hineinzutragen.

Lokies

4. Febr. 1958

A. II. 58

Zu Goßner's 100. Todestag

(30. März 1958)

" Wie konntet Ihr nur eine ganze Kirche nach dem Namen eines Menschen nennen : Evangelisch-lutherische Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam " ? Auf diese Frage an unsere indischen Brüder bekamen wir die Gegenfrage zu hören : " Ja, wie konntet Ihr dann eine Missionsgesellschaft mit dem Namen eines Mannes bezeichnen: Goßner - Mission " ? Da mußten wir uns für geschlagen erklären; aber in dem einen Punkte waren die indischen Vertreter der Goßnerkirche und die deutschen der Goßner-Mission einig: daß mit alledem niemand von uns einen Menschen, nämlich den Pastor Johannes Evangelista Goßner, rühmen und verherrlichen wollte. Er selbst, der alte "Vater Goßner" hätte - genau wie Luther - es bei Lebzeiten aufs schärfste verurteilt, hätte er von der Absicht gehört, das von ihm gegründete Werk mit seinem Namen zu benennen. Goßner's letztes Wort^{war}: "Mein Lämmlein, Jesus Christus, nun ist alles gut, nun bin ich ausgezogen, nun ist kein eigener Faden mehr an mir !", und die Parole, die er selbst über sein Werk und sein Leben gesetzt hatte, lautete: " Wenn ich Ihn nur habe, lasse ich Ihm mich selbst ! "

Das war keine große Redensart, das war wirklich das Leitwort, unter dem er lebte, arbeitete und diente.

Das Grab Goßners liegt auf dem Bethlehems-Friedhof in Berlin, wo er bis in sein spätes Alter hinein Pastor der Böhmisches-lutherischen Bethlehemsgemeinde war. Als er, 85-jährig, starb, hinterließ er 2 kirchliche Werke : das Elisabeth Diakonissen- und Krankenhaus in der Lützowstraße in Berlin (das erste Krankenhaus in Berlin überhaupt) und die im Jahre 1836 gegründete, sogenannte Goßner-Mission.

Beide Häuser waren in den Kämpfen um Berlin 1945 in Ruinen verwandelt worden. Sie sind wieder aufgebaut, und neues Leben ist wieder in sie eingezogen.

So nimmt das Werk Goßner's durch Gottes Gnade seinen Fortgang. Ja, in Mainz-Kastel am Rhein ist durch Pastor SYMANOWSKI ein neues Goßnerhaus entstanden : als Sitz einer eigenartigen Industrie-Mission - ganz im Sinne Goßners.

Und in Indien zählt die sogenannte "Goßnerkirche" - über fünf indische Provinzen zerstreut - zu den größten, auf einem deutschen Missionsfeld erwachsenen, selbständigen Jungen Kirchen.

So hat Gott, der Herr, den 1773 geborenen schwäbischen Bauernsohn und einstigen katholischen Priester Johannes Goßner in seinem Leben wunderbar geführt und reich gesegnet. Noch 100 Jahre nach seinem Tode ist sein Name in der Evangelischen Kirche unvergessen.]

Was Goßners Leben und Werk bestimmt hat, ist die Erweckungsbewegung, die um 1800 nicht nur durch die Evangelische Kirche, sondern auch durch die Katholische Kirche ging (z.B. in Südbayern). Damals entdeckte der junge Goßner durch das Studium der Heiligen Schrift und im besonderen Augustins das volle und reine Evangelium. Er predigte es fröhlich und unerschrocken noch 18 Jahre lang im Raume der stockkatholischen Kirche in Bayern, bis er durch die damalige Geheime Staatspolizei für immer aus seiner Heimat vertrieben wurde. Heimatlos übernahm er bald hier, bald dort den Dienst eines Religionslehrers und Predigers und kam so sogar bis an den Zarenhof in Petersburg, wo er - immer noch katholischer Priester - eine bis nach Finnland hinein reichende Tätigkeit als Verkündiger des Wortes Gottes und evangelistischer Schriftsteller ausübte.

Zwei seiner Bücher sind weltbekannt geworden, das in 13 Sprachen übersetzte Andachtsbuch "Das Schatzkästchen" und das sogenannte "Herzbüchlein". Diese einfältige, in Bild und Text drastische Schrift wanderte durch die ganze Welt und wurde insgesamt in 23 Sprachen übertragen. (Außer in europäische in afrikanische, indische, indonesische Sprachen und zuletzt sogar ins Chinesische). Es ist ein richtiges Missionsbüchlein. Auf seinen Seiten ist das Herz des Menschen abgebildet (richtig herzförmig) und darüber der Kopf eines Menschen. In den ersten, europäischen Ausgaben trägt dieser Kopf die Züge der nordischen Rasse; aber auf dem Wege durch die Welt verwandelte sich der Kopf und nimmt afrikanische, indische, malaisische und chinesische Züge an.

Bild und Text zeigen, wie das Herz des Menschen für alles offensteht, sowohl für das Böse, den Satan, wie für das Gute, den Herrn Christus - bis entweder der Teufel oder der Herr Christus das Herz des Menschen regiert. Mit alledem will das Büchlein sagen, daß das Menschenherz in allen Rassen dasselbe ist. Es kann sich den bösen Mächten ausliefern, es kann aber auch die Wohnung des Heiligen Geistes und der Wohnsitz Jesu Christi werden.

Auch aus Rußland wurde Goßner vertrieben und trat dann, nur um eine Kanzel und eine Gemeinde zu haben, 1826 förmlich zur Evangelischen Kirche über und wurde (ein in Berlin hängengebliebener Bayer) ein vielbesuchter und weitbekannter Prediger und Seelsorger; ein Mann der Inneren- und Äusseren Mission.

Goßners besondere Liebe galt den Kindern. So gründete er in Berlin die ersten Kindergärten, von denen einige noch heute seinen Namen tragen. In 25 Jahren seiner Berliner Kinderarbeit hat Goßner dort rund 17000 Kinder sozial und seelsorgerlich betreut. Auch literarisch war Goßner für seine Kinder tätig. So hat er etwa 60 ~~kleinere und größere~~ Kinderschriften verfaßt, die bei seinem Tode noch in 20000 Exemplaren verbreitet waren.

Dieses "Erbe" wird durch das Goßnerhaus in Berlin fortgeführt. Es ist heute zugleich der Sitz der Kirchlichen Erziehungskammer, die im Dienste der Berliner Kirche die Aufgabe hat, rund 300000 Kinder in Ost- und Westberlin in der Christenlehre zu unterweisen.

Goßner war zeit seines Lebens davon überzeugt, daß sowohl die katholische wie auch die evangelische Kirche einer Erweckung bedürfen. An der Kirche konnte er manchmal die schärfste Kritik üben. So war er der Meinung, daß es in der katholischen Kirche zuviel Politik, in der evangelischen Kirche aber zuviel Verwaltung gäbe. Und er wußte sehr wohl, wie ganze Schichten unseres Volkes trotz der volkskirchlichen Sitte dem Evangelium entfremdet waren. Darum nahm er in seiner ganzen Wirksamkeit eine missionarische und evangelistische Haltung ein.

Auch dieses Erbe Goßners ist heute noch lebendig. Die Goßner-Mission in der DDR geht dabei besondere Wege. Sie sucht durch ihre Wohnwagenarbeit, ihre Zeltmission, durch ihr Laienaktiv und den Einsatz von ganzen Gruppen (Team-Arbeit), wie vor allem auch die Durchführung von oekumenischen Arbeitslagern sowie Ost- und West-Begegnungen den Menschen von heute zu erreichen und gerade denjenigen, der sich von der Kirche abgewandt hat.

In Mainz-Kastel hat Pastor Symanowski in 17 oekumenischen Arbeitslagern mit Studenten, Pastoren und Laien aus der ganzen Welt ein Haus erbaut, das der Ausgangspunkt eines neuen Dienstes am Menschen in der Industrie geworden ist. Das Ziel war die Einrichtung eines Seminars für kirchlichen Dienst am Menschen in der Industrie. Es ist 1.8.56 eröffnet worden und führt gegenwärtig seinen zweiten Lehrgang durch, beschickt von Pastoren aus allen evang. Landeskirchen Deutschlands.

Dazu kommt endlich das wichtigste Anliegen Goßners, die Verkündigung des Evangeliums auch nach draußen, in der Welt der nichtchristlichen Völker und Religionen.

Es war am 12. Dezember 1836, als 6 junge Männer an das Pfarrhaus der Bethlehemsgemeinde in Berlin bei Goßner anklopfen, um als Missionshandwerker auf ein Missionsfeld ausgesandt zu werden. Man kann diesen Tag als den Gründungstag der Goßner-Mission bezeichnen. Goßner war damals 63 Jahre alt und hat dann noch zeit seines Lebens persönlich insgesamt 141 Missionare ausgesandt - buchstäblich in alle Welt: nach Australien, in die Südsee, nach Indonesien, Afrika, Amerika (zu den Auslandsdeutschen) und endlich nach Indien. Von allen diesen Unternehmungen ist bis zuletzt in der Betreuung der sogenannten Goßner-Mission nur noch Indien verblieben. Hier handelt es sich um die Missionierung der Ureinwohner Indiens, der sogenannten Adivasis, die die ersten Sendboten Goßners 1845 für die Geschichte und Missionsgeschichte geradezu neu entdeckten. Hier ist nun in 100 Jahren seit Goßners Tod eine junge, selbständige Kirche erwachsen, die unter indischer Leitung steht, aber noch aufs engste mit der deutschen Mutterkirche und der Goßner-Mission verbunden ist.

Die indische Kirche bedarf für ihren Dienst immer noch der Mitarbeit der deutschen Missionare und Missions-schwestern, und zwar auf bestimmten Gebieten: in der Mädchen- und Frauenarbeit, bei der Ausbildung der indischen Pastoren und Missionare, in der Industrie-Mission und für missionsärztliche Aufgaben.

Nicht nur in ganz Indien, sondern gerade auch in dem Raume, in dem sich die Goßnerkirche befindet, ist eine völlig neue Zeit eingezogen. Indien wird industrialisiert und gerade im Gebiete der Goßnerkirche entsteht die Schwerindustrie Indiens. Dort wird Eisen und Kohle über Tag abgebaut. Dort entstehen die modernsten Hüttenwerke, eines davon (Rourkela) durch die deutsche Firma KRUPP & DEMAG in Zusammenarbeit mit der indischen Regierung. Es ist die Aufgabe der Goßner Missionare, dort den indischen Christen, die bisher nur bäuerlichen Schichten angehörten, im Umbruch der Zeit zur Seite zu stehen und ihnen zu voller kirchlicher Selbständigkeit zu verhelfen.

Am 30. März d.J. wird auch die Goßnerkirche in Indien an den 100. Todestag des Mannes denken, den Gott zu seinem Werkzeug erwählte, das Evangelium bis in den indischen Dschungel hineinzutragen.

Lokies

1. II. 58
Su.

Jahresbericht 1956.

"Das Jahr geht still zu Ende..." so sangen wir auch am Schluß des Jahres 1956. Es ist gut, daß man Rückschau hält. Da ist vieles, worüber man nur die Hände fäßen kann und bitten: "Vergib uns unsere Schuld". Und da ist so vieles zum Danken! - für Gottes große Güte und Treue, die alle Morgen neu war - für Sein Hindurchtragen durch manche Not - für Seine gnädige Bewahrung in mancherlei Gefahr Leibes und der Seele - für Sein Trösten und Nahesein in Stunden der Anfechtung und Einsamkeit. Viel, viel gibt es da zu danken im Rückblick auf das Jahr 1956.

Und im Blick auf die Arbeit gibt es auch nichts als Dank. Die Tabita-schule hatte noch nie so viele Schülerinnen wie im vergangenen Jahr: 34 im Internat und 3 Tagesschülerinnen. Zeitweilig waren letztere mehr. Durch Gottes große Güte sind sie alle vor schweren Krankheiten be-
hütet worden, die hier in den Tropen schnell Mensch^{en}leben hinraffen können.

Der lutherische Weltbund hatte der Tabita-Schule 2000,-- Rupies ge-schenkt. Von diesem Geld haben wir zwei große Schulräume gebaut. Wieviel Mühe und Kummer - vor allem, wenn Frauen bauen! - bereitet ein Bau in Indien, besonders, wenn kein Baumaterial zur Stelle ist und wenn durch tropische Regen ungebrannte Ziegelsteine gleich zu Brei werden. So ist es uns immer wieder ein Wunder Gottes, daß der Bau fertig wurde - uns allen zur Freude. Für 20 Schülerinnen gibt die Goßnerkirche Stipendien, für die übrigen sorgt die Heimat. Der eigentliche Verköstigungssatz ist 15,-- Rupies im Monat. Das sind ungefähr 16,50 DM. Aber wir bekommen für eine Schülerin nur 10,-- Rupies im Monat. Für diese Kosten könnte man wohl niemanden in Deutschland erhalten und ernähren. Wir können es auch nicht. So hilft der Verkauf der Büchlein, die wir drucken lassen, das Defizit zu decken. Auch konnten manche Handfertigkeiten der Schü-lerinnen verkauft werden: Hänge- und Stehkreuze und drei schöne Weih-nachtskrippen, die Schwester Hedwig mit den Mädchen aussägte. Unsere Lehrerinnen haben diese in Jamshedpur - 30 Figuren zu 30,-- Rupies - bei den Deutschen dort verkauft. Da haben wir eine schöne Beihilfe be-kommen. Und die Lehrerinnen haben zum ersten Mal sich im Deutschsprechen geübt. Wenn alles in Frieden bleibt, dann hoffen sie, 1957 nach Deutsch-land zur Weiterausbildung zu reisen.

Im Abrechnungsbuch der Tabitaschule steht auf der ersten Seite in Hindi: "Das Mehl im ^{fehlte} Lad ward nicht verzehret und dem Ölkrug ~~man gelte~~ nichts nach dem Wortes Herrn." Das ist das eigentliche Geheimnis, daß

wir auch im Jahre 1956 keinen Mangel in der Schule hatten.

Am 5. Januar fing unsere Schule wieder nach den Weihnachtsferien an. Die Mädchen kamen dieses Mal fast alle zum festgesetzten Termin - eine große Seltenheit hier in Indien! Man sagt hier noch immer gern: "Komme ich heute nicht, dann komme ich eben morgen."

So sind wir dankbaren Herzens wieder in voller Arbeit. Diese hat sich für uns noch erweitert. Der Pastorenmangel macht sich durch die Spaltung der Kirche bemerkbar. So mußte der zweite Pastor, der an dem hiesigen Katechisten-Seminar unterrichtete, nach einem verwaisten Kirchensprengel versetzt werden. Da trat man an uns mit der Bitte heran, täglich zwei Unterrichtsstunden im Katechisten-Seminar zu geben. Gern sagten wir zu. Schwester Hedwig übernahm Katechismus und ich Altes Testament. Die Arbeit macht uns viel Freude, da es Brüder sind, die aus der praktischen Arbeit kommen und darum noch viel aufgeschlossener für das Wort sind. - Außerdem sind uns wieder die Männerbibelstunden jeden Sonntag und die monatlichen Gemeindebibelstunden, die drei Abende hintereinander gehalten werden, übergeben worden. Außerdem haben wir jeden Monat noch die Abendmahlsvorbereitungen.

So steht auch über dem Jahr 1956 in großen Lettern geschrieben: "LOBE DEN HERREN MEINE SEELE UND VERGISS NICHT, WAS ER DIR GUTES GETAN HAT!"

28. 1. 1957

Zusammenarbeit zwischen der Jeypur- und der Goßnerkirche
in Indien?

1. Juli 56

Auf die Frage, ob die Goßnerkirche mit der Jeypurkirche gut zusammenarbeiten könnte, wurde ich durch die einfache Tatsache gestoßen, daß ich während meines Besuches in der Jeypurkirche erkrankte. Es war im April 1954. Ich hatte meine Visitationsreise durch die ganze Goßnerkirche abgeschlossen. Mein Weg hatte mich durch alle 16 Synoden der Goßnerkirche geführt bis hinauf in die Nord-Ost-Ecke Indiens, wo in den Vorbergen des Himalaja und in der Brahmaputra-Ebene die Teeplantagen-Gemeinden liegen. Meine Besuchsreise hatte in einer Generalsynode ihren Abschluß gefunden, die überaus erfreulich verlief. Nun hatte ich Zeit für Besuche in der "Nachbarschaft".

So fuhr ich ~~am 1. Juli~~ mit der Eisenbahn von Ranchi, dem Hauptsitz der Goßnerkirche, über Calcutta südwärts nach dem Jeypurlande, um die dortige lutherische Kirche zu besuchen. Missionar Bruder Jungjohann holte mich mit seinem Auto von der Bahnstation Viziamparam ab. Und dann ging die Fahrt, die mir unvergeßlich geblieben ist, in großen Windungen immer höher und höher in die Berge hinauf, bis ich die ganze herrliche Berglandschaft des Jeypurlandes vor Augen hatte. Erste Station: Koraput. Hier stand ich zum erstenmale vor einer Jeypur-Kirche und konnte ihr die Grüße der Goßnerkirche übermitteln. Es war mit eine große Freude, Näheres von der Arbeit der Jeypur-Kirche, im besonderen von ihrem jüngsten Zweig, der Mission unter den Khonds, zu erfahren. Zweite Station: Kotapad, wo ich unter der Führung von Missionar Tauscher die Seminar- und Schularbeit besichtigen durfte. Für den Abend war eine Gemeindeversammlung angesetzt. Und da geschah es. Ich hatte gerade die höhere Mädchenschule besucht und mußte im Zimmer der Leiterin noch eine Schneckprobe entgegennehmen, die mir die jungen Mädchen aus ihrer Schulküche vorlegten. Nur aus Höflichkeit aß ich einen kleinen Bissen. Ich empfand schon in diesem Augenblick einen heftigen Widerwillen, auch nur das Geringste zu mir zu nehmen. Dann packte mich das Fieber. Trotzdem gelang es mir noch, im Abendgottesdienst, zu dem die ganze Gemeinde geladen war, die Ansprache zuende zu führen. Ich bat zum Schluß Bruder Jungjohann nur noch darum, kurz mit Gebet zu schließen und möglichst nur noch einen Vers zu singen; dann war es mit meiner Kraft vorbei. Alle nahmen sich meiner brüderlich an. Nach ihrer Auffassung war ich an Malaria erkrankt, und man tröstete mich mit den Worten: "Sie werden 3 Tage lang hohes Fieber

haben, dann Schweißausbruch - und die Kraft des Fiebers ist gebrochen. In der Zeit, die darauf folgt, genießen Sie nur noch Ihre Krankheit." Es kam aber ganz anders. Noch am vierten Tag ließ die Heftigkeit des Fiebers nicht nach, und die Gesichter der Missionsgeschwister wurden von Stunde zu Stunde ernster. Endlich entschloß man sich, mich kurzerhand ins Auto zu packen und nach dem Missionshospital in Nowrangapur zu Dr. Scheel abzutransportieren: wie sich später herausstellte, das einzig Richtige, was man tun konnte. Und so bin ich denn noch zehn Tage im Raume der Jeypurkirche geblieben, aufs liebevollste von Dr. Scheel und den Seinen betreut.

Hier lernte ich die Hospitalarbeit der Jeypurkirche kennen und schätzen. Ich verdanke dem Missionsarzt Dr. Scheel nicht nur meine baldige Genesung, sondern auch einen guten Einblick in die Grundsätze und Methoden seiner Arbeit. Erstaunlich, wie er in wenigen Jahren das Hospital in Nowrangapur finanziell selbständig gemacht hat! Es hat nicht nur bei den Christen, sondern weithin im Lande auch unter den Nichtchristen, ja selbst den Hindu-Ärzten einen guten Ruf. Damals nahm ich mir vor, jeden Arzt und jede Krankenschwester, die die Goßner-Mission nach Indien entsenden sollte, zuerst durch die Schule von Dr. Scheel hindurchgehen zu lassen. Und diese Absicht ist dann auch verwirklicht worden.

Im Jahre 1954 wurde im Gebiet der Goßnerkirche der Grundstein zu dem neuen Hospital in Ambgaon, Prov. Orissa gelegt. Ehe aber die für den Hospital-Dienst in Aussicht genommene Schwester Ilse MARTIN ihre Tätigkeit dort begann, fand sie zunächst gastliche Aufnahme im Missionshospital der Jeypurkirche in Nowrangapur und wurde dort durch Dr. Scheel in ihre Arbeit eingeführt. Und als sie dann nach dem neugegründeten Hospital übersiedelte, nahm sie die Witwe des heimgegangenen Propstes Dúng-Dúng als ihre Mitarbeiterin nach Ambgaon mit. So hat die Jeypurkirche gewissermaßen bei den Anfängen der missionsärztlichen Arbeit in der Goßnerkirche Pate gestanden. Und die von Dr. Scheel angewandten Grundsätze bewährten sich auch dort. Dazu gehört z.B. die allen Kranken auferlegte Verpflichtung, für die ärztliche Hilfe auch etwas zu zahlen. Und wenn die Patienten zu arm sind, um ihre Zahlungen in Geld zu leisten, müssen ihre Angehörigen oder sie selbst nach ihrer Gesundung die Hospitalrechnung einfach abarbeiten. Wer indische Verhältnisse kennt, versteht sofort, wie gesund dieser Grundsatz ist und welche heilsame Auswirkungen er bei strenger Innehaltung haben kann.

In diesem Jahr ist die Goßner-Mission endlich in der Lage, einen Missionsarzt (Dr. Bischoff) nach dem Missionshospital Ambgaon zu

entsenden. Die langerwartete Einreisegenehmigung für ihn und seine Familie ist endlich eingetroffen, so daß mit seiner Ausreise noch in diesem Jahr gerechnet werden darf. Es ist die große Hoffnung der Goßner-Mission, daß die mit dem Hospital der Jeypurkirche und mit Missionsarzt Dr. Scheel aufgenommene Arbeitsverbindung auch weiter gepflegt und für beide Teile fruchtbar gemacht wird. Das zweite Gebiet, in dem die Jeypur- und die Goßnerkirche zu einer Zusammenarbeit gelangen können, ist die Industriemission in der Provinz Orissa. Bekanntlich entsteht dort im Raum von Rourkela das in Zukunft größte Stahlwerk Indiens. Wenige Wochen vor meinem Besuch des Jeypurlandes hatte ich dieses Gebiet besucht: unermessliche Erz- und Kohlelager, über Tag abzubauen - die "rote Erde Indiens". Schon haben in der Nähe des Dorfes Rourkela die Bauarbeiten an einer modernen, ja übermodernen Wohnstadt für die Industriearbeiter, die zu Tausenden anrücken, begonnen. Der Aufbau dieses Industriezentrums erfolgt durch die deutsche Firma Krupp & Demag in Zusammenarbeit mit der Indischen Regierung. Schon sind deutsche Ingenieure, Techniker und Facharbeiter dorthin unterwegs. So liegt denn der Gedanke nahe, für sie und ihre Familien einen deutschen Auslandspastor nach Rourkela zu entsenden. Dieser Plan hat seitdem schon ganz bestimmte Formen angenommen. So ist in der Stadtplanung bereits ein Raum vorgesehen, in dem eine Kirche, 2 Pfarrhäuser und eine Schule neu entstehen sollen. Diesem Vorhaben kommt ein unerwartet günstiger Umstand zu Hilfe. In allernächster Nähe dieser aus Zement gegossenen Industriestadt liegt die alte, durch die Goßner-Mission gegründete Gemeinde Furnapani mit Lehmkapelle und Friedhof. Der Zeichenstift des Planungsingenieurs hätte dieses kirchliche Eigentum rücksichtslos gestrichen, wenn nicht in Indien das uralte Gesetz noch immer Geltung hätte, daß "geweihter Boden" nicht enteignet werden darf. So besteht denn die Möglichkeit, in Rourkela außer dem deutschen Pastor und Missionar 1-2 tüchtige indische Pastoren zu stationieren. Damit wären die Voraussetzungen für eine kirchliche Betreuung der Auslandsdeutschen und der christlichen indischen Arbeiter gegeben. Damit hängt aber auch die Frage zusammen, ob nicht auch an dieser Stelle die Jeypur- und die Goßnerkirche zusammenwirken sollten. Die Goßner-Mission würde es begrüßen, wenn auch die Jeypurkirche, ^{in die} im Gebiet von Rourkela neu entstehende Industriemission einen ihrer tüchtigsten Pastoren entsenden wollte, um die unabsehbaren Missionsmöglichkeiten an den Arbeitermassen wahrzunehmen, die dort aus ganz Indien erwartet werden dürfen.

L o k i e s

20. 7. 56

Das diesjährige Hauptmissionsfest der Ostfriesischen Evangelischen Missionsgesellschaft wird am 24. Juni in Filsum bei Leer stattfinden. Nach einer festgelegten Reihenfolge werden diesmal die Gofnersche und die Rheinische Missionsgesellschaft durch Abordnungen vertreten sein.

Aus diesem Anlaß pflegen wir unsern Lesern einen Überblick zu geben über die von der Ostfriesischen Missionsgesellschaft betreuten Missionen. Und so soll auch diese Beilage unseres Sonntagsblattes einen kurzen Arbeitsbericht des vergangenen Jahres bringen. Ein Bericht der Leipziger Mission lag leider nicht rechtzeitig vor.

Zum Schluß bringen wir eine Übersicht über die Gaben, die durch die Ostfriesische Missionsgesellschaft vermittelt wurden. G. H.

Die Norddeutsche Mission

hat entscheidenden Wert darauf gelegt, daß ihren nach Japan entsandten Mitarbeitern zunächst die Möglichkeit zu einem intensiven Sprachstudium geboten wurde. Für die in der Anstalt Seirei Hoyoen (= Diener des Heiligen) bei Hamamatsu tätigen drei Diakonissen lag der Schwerpunkt dieser Lernzeit in der Anstalt selbst, wo die Frau des leitenden Anstaltsgeistlichen und einige Ärzte, freilich mit mancherlei Unterbrechungen durch Krankheitsfälle und andere Verhinderungen, den Unterricht erteilten. Daneben wurde als erster der Diakonisse Else Pöllnitz Gelegenheit zu längerem Besuch einer Sprachschule in Tokyo geboten, was auch für die übrigen Schwestern vorgesehen wird. Nach Abschluß des Winterkurses hat Schwester Else zunächst eine Tätigkeit als Deutschlehrerin an einer medizinischen Frauenhochschule in Tokyo übernommen. Über ihre endgültige Verwendung im Missionsdienst steht die Entscheidung noch aus. — Diakonisse Dora Mende fand durch eine japanische christliche Kollegin mehrfach Gelegenheit zu Dienstleistungen als Hebamme in der benachbarten Stadt Hamamatsu. Leider hat sich die Hoffnung, daß innerhalb der Anstalt Seirei Hoyoen eine besondere Frauenklinik eröffnet werden könnte, in der sie ihr Arbeitsfeld fände, bisher noch nicht verwirklichen lassen. Gegenwärtig beteiligt sie sich mit ihren Mitschwestern an der Pflege der Lungenkranken und am Unterricht im ersten japanischen Diakoniekursus, der von Anfang April bis Ende Mai durchgeführt wird und Lehrenden und Lernenden große Freude bereitet. Nach seinem Abschluß wird der japanische Anstaltsgeistliche K. Nishimura Mitte Juni zu einem einjährigen Studienaufenthalt in Deutschland eintreffen. Diakonisse Frieda Janhsen (aus Emden!) übt das Amt der Probemeisterin aus. Sie ist damit in besonderer Weise für die japanischen Probeschwestern, jetzt fünf an der Zahl, verantwortlich. Dem Eintritt weiterer Schwestern stehen leider vielfach wirt-

schaftliche Schwierigkeiten, oft aber auch grundsätzliche Bedenken von seiten ihrer Angehörigen entgegen. Vom Standpunkt der Mutterhausdiakonie betrachtet, ist jedoch ein langsames und organisches Wachsen dieser in Japan noch so jungen Bewegung nur zu begrüßen.

Die Einweihung des Neubaus für das Diakonissenmutterhaus in Seirei Hoyoen am 19. September 1955 gestaltete sich zu einem besonderen Festtag für die Anstalt und für die mit ihr verbundenen Gemeinden. Von seiten der Schwestern des Kaiserswerther Verbandes deutscher Diakonissenmutterhäuser ist dazu ein sehr wesentlicher Baukostenbeitrag in Höhe von DM 5000,— geleistet worden. Dies Gebäude scheint in sehr glücklicher Weise dem japanischen Baustil und Lebensgefühl angepaßt zu sein und wirkt dadurch nicht wie ein ausländischer Fremdkörper in der japanischen Umgebung. Das ist von den japanischen Freunden der Arbeit besonders dankbar empfunden worden. Die Errichtung eines zweiten Bauabschnittes, zu dem wiederum eine beträchtliche Spende deutscher Schwestern zur Verfügung steht, ist für eine nahe Zukunft in Aussicht genommen worden.

Unter unseren Schwestern in Seirei Hoyoen ist der sehr begreifliche Wunsch nach einer ständigen geistlichen Leitung und Beratung durch einen deutschen Pastor laut geworden. Bisher haben sie sich mit monatlichen Besuchen der Bremer Missionare in Tokyo, Pastor Heinz Günther und Pastor Wolfgang Wendorff, begnügen müssen. Das Bestreben der Schwestern und der Anstaltsleitung, zumindestens für das Jahr der Abwesenheit Pastor Nishimuras in Deutschland, Pastor Günther und Frau ganz für Seirei Hoyoen zu gewinnen, ließ sich leider nicht verwirklichen. Er wird, nachdem er seinen neuen Arbeitsauftrag in Osaka gefunden hat, künftig alle zwei Wochen zur Abhaltung von deutschen Gottesdiensten und Arbeitsbesprechungen zwischen den

Schwestern und der Anstaltsleitung dorthin fahren, wobei ihm seine guten japanischen Sprachkenntnisse sehr zu-statten kommen.

Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt im Lande kann Pastor Heinz Günther seine sprachliche Ausbildung nach der Naganuma-Methode jetzt schon nahezu als abgeschlossen ansehen. Aus seiner Tätigkeit im ökumenischen Arbeitslager in Kaizuka bei Osaka im Juli/August vergangenen Jahres hat sich für ihn inzwischen ein klarer Ruf der Vereinigten Kirche Christi in Japan (Kyodan) in die dortige Arbeitermission ergeben. Osaka ist die größte Industriestadt Japans und als wichtiges Zentrum des Buddhismus bekannt. Noch im Laufe dieses Sommers wird er seinen Dienst als Distrikts-Missionar für 15 bis 20 Gemeinden im Bezirk Osaka-Land aufnehmen. Unter ihnen hat die Gemeinde des japanischen Pastors Imai in Kaizuka, der sich eines besonders guten Zuganges zur Arbeiterbevölkerung erfreut, zehn getaufte Mitglieder! Durch Vermittlung seiner japanischen Freunde hat Pastor Günther dort eine besonders günstige Wohnung mieten können. Dadurch wird schon früher, als ursprünglich erwartet, eine Übersiedlung seiner Familie nach Osaka möglich gemacht. Angesichts des erschreckenden Mangels an 2 800 000 Wohnungen, unter dem Japan heute noch — 11 Jahre nach Kriegsende — zu leiden hat, ist das keine Selbstverständlichkeit. Freilich legt Pastor Günthers Eintritt in die praktische Missionsarbeit der heimatlichen Missionsgemeinde durch die vermehrten Kosten für Wohnungsmiete, Reisen und sonstige Arbeitsauslagen, eine verdoppelte Last auf.

Pastor Wolfgang Wendorff und Frau können im Juni auch schon auf einen achtmonatigen Aufenthalt in Japan zurückblicken. Sie haben einen entsprechenden Ruf in die Arbeitermission des Kyodan in den Bezirk Kyoto erhalten, dem sie im Sommer 1957, nach Beendigung der Sprachausbildung, Folge zu leisten gedenken. Einstweilen bieten sich unseren beiden Missionaren in Tokyo noch mancherlei

andere Gelegenheiten zur Verkündigung, indem sie zu englischen bzw. deutschen Bibelstunden unter Studenten der Universität und der Technischen Hochschule in Tokyo aufgefordert werden.

Der Gesundheitszustand unserer Missionsgeschwister in Japan hat uns auch im vergangenen Jahre wieder zeitweilig manche Sorge bereitet. Dazu kam in den Wintermonaten die allzu große Enge im neuen und im alten Missionshaus in Eifuku-cho, dessen baulicher Zustand für den japanischen Winter nicht mehr genügend hatte vorbereitet werden können. Diesem Notstand ist nun durch eine gründliche Reparatur und durch den Fortzug einiger Missionsgeschwister auf ihr eigentliches Arbeitsfeld abgeholfen worden. Aufs ganze gesehen, haben sich unsere Missionsleute in klimatischer Hinsicht immer besser eingelebt. Die Missionarskinder Markus Günther (geb. 9. 6. 1954) und Gabriele Günther (geb. 23. 12. 1955) und Andreas Wendorff (geb. 16. 7. 1954) wachsen fröhlich heran und bilden eine lebendige Brücke zu ihrer japanischen Umgebung.

Als Höhepunkt ihres Japanaufenthaltes bezeichneten unsere Geschwister den Besuch von Landesbischof D. Dr. Lilje, der als Präsident des Lutherischen Weltbundes zu Beginn dieses Jahres drei Wochen in Japan weilte. Neben seinen vielen anderen Verpflichtungen, der Abhaltung eines deutschen Gottesdienstes und einer gesamtdeutschen Missionarskonferenz, hat er unsere Geschwister durch einen privaten Besuch im gemeinsamen Hause des Japankomitees in Tokyo, Eifuku-cho, erfreut und dadurch allen Beteiligten eine geistliche Stärkung bereitet.

Die Verbindung mit dem alten Missionsfeld in Westafrika wurde durch vielfache Besuche dortiger Freunde zum Ausdruck gebracht, von denen Pastor E. Y. Forson aus Worawora auf dem 119. Jahresfest der Norddeutschen Mission einen besonders starken Eindruck hinterließ. Im Februar dieses Jahres kehrte Dr. med. Margot Windisch nach einem zehnmonatigen Heimataufenthalt, in dem sie die Nachwirkungen der glücklich überstandenen Schlafkrankheit überraschend schnell überwunden hatte, in die missionsärztliche Arbeit in Westafrika zurück. Gemeinsam mit dem amerikanischen Arzt, Dr. med. Whitcomb, und der englischen Hebammenschwester, Dorothy William, wurde sie mit dem Aufbau eines neuen Missionsspitals in Adidome am Unterlauf des Volta beauftragt. In diesem östlichen Bezirk der Goldküste, unweit der Grenze des britischen Mandatsgebietes von Togo-land, war bisher für eine Bevölkerung

von über 40 000 Menschen noch keiner-ärztlichen und missionarischen Arbeit lei ärztliche Versorgung vorhanden. Im Vergleich zu ihrem ersten Arbeitsplatz in Worawora sind die Arbeitsbedingungen dort zunächst noch recht primitiv. Es kann aber mit einer baldigen Vermehrung der Patientenzahl und auch mit einer Erweiterung der weißen Pflegekräfte gerechnet werden, die inzwischen in dem ersten Missionsspital im Bereich der Ev. Ewekirche in Worawora in Britisch-Togoland in erfreulichem Maße eingetreten ist. In Worawora stehen neben Dr. Döring und seiner Frau ein jüngerer Arzt und ein jüngerer Missionar aus USA, der sich zunächst der erfreulich fortschreitenden Arbeiten am Neubau der Hospitalgebäude angenommen hat, zwei Krankenschwestern aus USA und die deutsche Hebammenschwester Elfriede Bubigkeit in der Arbeit.

Die heimatliche Missionsgemeinde nimmt an dem Ausbau der missions-

in Westafrika wie in Japan erfreulichen Anteil. Die Opferleistungen sind im Vorjahr um ein Fünftel gewachsen, müssen aber künftig um ein weiteres Drittel erhöht werden, wenn sie den Anforderungen des besonders schwierigen und kostspieligen japanischen Missionsfeldes genügen sollen. Wir danken Gott dafür, daß unser Dienst in der Ausbreitung seines Wortes unter den Völkern noch begehrt wird und noch geleistet werden darf. Was die Väter unserer Mission vor hundert Jahren gesungen haben, gilt auch heute noch in der so veränderten Welt:

„Noch werden sie geladen,
noch gehn die Boten aus
um mit dem Wort der Gnaden
zu füllen dir dein Haus.
Es ist kein Preis zu teuer,
es ist kein Weg zu schwer
hinauszustreun dein Feuer
ins weite Völkermeer.“

Erich Ramsauer, Bremen

„Fahrt hinauf auf die Höhe und werfet eure Netze aus“

Ein Arbeitsbericht der Gossner-Mission für das Jahr 1955

1. Die Missionsarbeit beginnt - zu Hause!

Die Arbeit im Heimatgebiet

Bekanntlich hat die Gossner-Mission 50 % der sie unterstützenden Gemeinden und Missionskreise in Ostdeutschland verloren (Ostpreußen, Schlesien, Ostpommern). In den Provinzen Brandenburg und Sachsen aber wird die Arbeit fortgeführt. Dazu ist im Jahre 1955 ein besonderes Kuratorium in Ostberlin gebildet worden, dem keine Mitglieder aus Westberlin oder Westdeutschland angehören dürfen. In diesem Gebiet wird neben der üblichen Werbearbeit für die Mission in Indien (Missionsfeste, Missionsgottesdienste, Missionsvorträge) vor allem evangelistische Arbeit geleistet, und zwar teilweise mit ganz neuen Methoden: Wohnwagenarbeit, Arbeitslager, Gesprächsmision, „Laienaktiv“. Zur Gesprächsmision gehört in besonders schwierigen Umgebungen ein eifriger Besuchsdienst, der zunächst eine rein menschliche Begegnung zwischen Christen und Nichtchristen herzustellen bemüht ist. In Ostberlin veranstaltet die Gossner-Mission ökumenische Rüstzeiten und Arbeitslager.

In Westdeutschland ist durch die Arbeit von Pastor Symanowski in Mainz-Kastel ein neues Missionshaus entstanden, erbaut in 17 ökumenischen Arbeitslagern, ohne daß ein Pfennig Missionsgeld in den Bau hineingesteckt wurde. Das Haus, das zugleich als Studenten- und Lehrlingsheim dient, ist darüber hinaus zum Ausgangspunkt einer neuartigen Industrie-Mission ge-

worden. Für die Zukunft ist geplant, in ihm auch ein Seminar für Arbeiterpfarrer einzurichten.

Das Missionshaus in Westberlin stellt ein Zentrum für die katechetische Arbeit dar, die ebenfalls als ein missionarischer Dienst verstanden wird (Verkündigung des Evangeliums nach vorn, an die künftige Generation).

Im Jahre 1955 hat die Gossner-Mission einen indischen Pastor in ihre Heimatarbeit berufen (für 5 Jahre): ein Versuch, der sich gut auswirkt. Die beiden ersten indischen Studenten, die die Gossner-Mission zum Studium in Deutschland eingeladen hat, werden Ende des Jahres ihre Abschlußprüfung an der Kirchlichen Hochschule bzw. der Freien Universität in Berlin machen. Die ersten beiden jungen Mädchen, die nach Deutschland eingeladen sind, werden in der Bibelschule Salzuflen für den Gemeindedienst in Indien zugestuft; 2 indische Lehrerinnen sollen 1957 nach Deutschland herüberkommen.

In der Frage der Zusammenarbeit mit anderen Missionen sind Verhandlungen in Gang gekommen, die eine Zusammenarbeit der Gossner-Mission z. B. mit der Berliner und der Rheinischen Mission und den Kirchen, in denen diese Missionen arbeiten, zum Ziele haben.

2. Die Missionsarbeit geht hinaus — in die Weite der Welt

Unsere Zusammenarbeit mit der Gossnerkirche in Indien

a) Aus den Berichten, die die Gossner-Mission aus Indien erhalten hat, geht

hervor, daß die Missionsarbeit in Assam, Surguja, Jaspur und Udaipur ihren Fortgang nimmt. Sie steht unter der unmittelbaren Leitung der Kirche, die die indischen Missionare in einem neugegründeten Seminar (Govindpur) besonders zurüstet.

Die Missionsarbeit in der neuen Provinz Orissa wird vom „Vereinigten Missionskomitee“ geleistet, zu dem außer den indischen Vorstandsmitgliedern einer unserer Missionare (Borutta) gehört und mit besonderen Vollmachten ausgestattet ist. Ihm ist in der letzten Generalsynode der Kirche der Auftrag erteilt worden, die gesamte Missionsarbeit der Kirche zu besuchen und beratend zu betreuen.

Zum Aufgabenkreis des „Vereinigten Missionskomitees“ gehört auch das neugegründete Missionshospital in Amgao, in dem seit Januar 1955 eine deutsche Schwester (Ilse Martin) tätig ist. Sie hat im Laufe eines Jahres 17 000 Patienten zu versorgen gehabt. Die Elnreise für einen Missionsarzt ist seit einem halben Jahr beantragt; die Bewilligung steht noch aus. Die indischen Missionare, die im Auftrage des „Vereinigten Missionskomitees“ arbeiten, halten ihre Aus- und Fortbildung in einem eigens dazu gegründeten Seminar in Chaibasa (Leitung: Missionar Borutta).

b) Der unglückliche Verlauf der Generalsynode im April 1955 brachte viel Unruhe, Spannung und Streit in das kirchliche Leben. Umso dankbarer blicken wir auf die außerordentliche Synode am 19. Oktober 1955 zurück, die den Frieden in der Kirche wiederherstellte. In der Kirchenleitung fand ein Personalwechsel statt. An die Stelle des bisherigen Präsidenten Pastor Joel Lakra trat Pastor Silo Tiga. Auf der letzten Synode, die einen durchaus geistlichen Charakter trug, wurde u. a. auch die Überprüfung der alten Liturgie beschlossen. Mit dieser Arbeit wurde Missionar Lic. Schultz beauftragt.

Erfreulich ist die Tatsache, daß der jährliche Pastorenkursus, der längere Zeit ausgefallen war, seit 1954 wieder durchgeführt wird. Einen besonderen Aufschwung hat die sogenannte Tabita-Schule, die von 2 deutschen Schwestern (Anni Diller und Hedwig Schmidt) geleitet wird, genommen. Sie bildet Gemeindeführerinnen, Religionslehrerinnen und Leiterinnen für die Frauen- und Jugendarbeit aus. Die Zahl der Anmeldungen hat so überraschend zugenommen, daß ein weiterer Ausbau der Gebäude notwendig wurde. Die beiden Schwestern sind schriftstellerisch mit der Abfassung volksmissionarischen Schrifttums befaßt, das durch Kolportage weite Verbreitung findet.

Ein besonderes Problem stellt die Industrialisierung des Kirchengebietes dar, im besonderen in der Gegend von

Rourkela. Mitten in dem neu entstehenden Industriegebiet liegt die alte Gemeinde Purnapani. Es ist von allergrößter Wichtigkeit, daß es der Goßnerkirche gelingt, das in ihrem Besitz befindliche Grundstück festzuhalten und auf ihm einen kirchlichen Sammelpunkt für die indischen Arbeiter zu schaffen. Zu dem Zwecke setzt dort die Goßnerkirche ihren besten indischen Pastor an. In der in nächster Nähe neuentstehenden übermodernen Industriestadt ist auch ein Platz für eine evangelische Kirche, ein Pfarrhaus und eine Schule vorgeplant. Es liegt im Interesse aller lutherischen Kirchen Indiens und auch der deut-

schen Heimatkirche, an dieser weithin sichtbaren Stelle ein kirchliches Arbeitszentrum aufzubauen. Ein für diesen wichtigen Posten geeigneter deutscher Pastor ist von der Goßner-Mission vorgebildet worden und steht zur Ausreise bereit.

c) Die Verhandlungen über einen Zusammenschluß der Goßnerkirche mit der Santal-Kirche sind ins Stocken geraten. Es ist zu hoffen, daß sie wieder aufgenommen werden. Im Industriegebiet ist eine Zusammenarbeit zwischen der Goßner- und der Jeypur-Kirche wünschenswert und notwendig.

Mai 1956

Lokies

„Wir suchen die Brüder“

Ein Überblick über die Arbeit der Rheinischen Mission im Jahre 1956

Wenn man auf die Zahlen der Missionare und Schwestern sieht, dann liegt der Schwerpunkt des Dienstes der Rheinischen Mission gegenwärtig in Südwestafrika. Hier sind 26 hauptamtliche Missionare und 9 nicht-theologische Mitarbeiter tätig; hinzu kommen 22 Missionsschwestern. Weitere Aussendungen stehen unmittelbar bevor. Ein Blick auf die Statistik zeigt, daß in Südwestafrika über 96 000 Christen sich zur Kirche der Rheinischen Mission zählen. „Kirche der Rheinischen Mission“, das macht deutlich, daß es in Südwest noch keine selbständige Junge Kirche gibt. Vielleicht war es gut, daß dieses Arbeitsgebiet in einer gewissen Stetigkeit auch während und nach dem zweiten Weltkrieg sich entwickeln konnte. Man sollte sich aber auch die Frage stellen, ob die Zeiträume, in denen wir uns die Verwirklichung der Selbständigkeit der Jungen Kirche denken, nicht zu groß sind, als daß sie nicht von der politischen Entwicklung überholt würden. Wir stehen vor der Tatsache, daß sich vor einigen Jahren ein Teil der Nama zu einer selbständigen Kirche zusammengeschlossen hat. Unlängst hat nun auch die Bildung einer selbständigen Hererokirche stattgefunden. Wir sind uns im klaren darüber, daß hierbei das nationalistische Element eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat. Wir wissen, daß etwa in der Hererokirche, die übrigens noch keine staatliche Anerkennung gefunden hat, sich nationalistische Elemente sammeln, die entweder am alten Heidentum festhalten oder von der Gemeinde abgefallen sind. Immerhin gilt es, diese Zeichen der Zeit zu beachten. Die Rheinische Mission ist sich ihrer Verantwortung in dieser Hinsicht bewußt. Sie ist dabei, einen festen Stamm einheimischer Pastoren und sonstiger kirchlicher Mitarbeiter zu schaffen. Erst kürzlich fand in Karibib (Südwestafrika) die erste Konferenz der 17 nichtweißen Pastoren

statt, an der drei Missionare als Gäste teilnahmen. Bei dieser Konferenz ging es vor allem um die Frage der Verantwortung der nichtweißen Pastoren. Einige formulierte Bitten dieser Pastoren an die Missionsleitung geben einen Einblick in die inneren Vorgänge der Missionsarbeit in Südwestafrika von heute:

1. Wir bitten, Filialgemeinden zu gründen und die gesamte Leitung dieser Gemeinden den nichtweißen Pastoren zu übertragen.

2. Wir bitten, daß bald ein Fortbildungskursus für Pastoren und einige Hauptevangelisten stattfinden möchte, um diese Mitarbeiter tüchtiger zu machen und es ihnen zu ermöglichen, sich tieferes theologisches Wissen anzueignen.

Die Gemeinden Südwestafrikas sind auf dem Wege, eine selbständige Junge Kirche zu werden. Das ist ganz deutlich. Aber ebenso deutlich sind die ungeheuren Schwierigkeiten, die es noch zu überwinden gilt. In Südwestafrika gibt es sechs verschiedene Völkerstämme, die sich zum Teil feindlich gegenüberstehen. Es gibt in Südwest nicht nur das Problem Schwarz-Weiß, sondern auch das vielleicht noch schwierigere Problem des Verhältnisses der einheimischen Rassen untereinander.

Zwischen den Völkern und Rassen, auch zwischen den Schwarzen und den Weißen, stehen der Missionar und die Missionsschwester. Sie bilden bis heute weitgehend die Brücke zwischen den Herero und den Ovambo, den Nama und den Bergdama, den Buschleuten und Kleurlingen, den Schwarzen und den Weißen. Sie tun ihre Arbeit mit dem Ziel, das Werk eines Tages in die Hände ihrer schwarzen oder braunen Mitarbeiter zu übergeben. Noch ist diese Stunde nicht gekommen und noch gilt es, schweren Dienst zwischen den Fronten in Südwest zu tun.

Das am dichtesten besetzte Arbeitsfeld der Rheinischen Mission war vor dem Kriege das damalige Niederländisch-Indien und heutige Indonesien. Bei Kriegsausbruch mußten sämtliche Missionsarbeiter ihre Arbeitsfelder auf Sumatra, Nias und Mentawai verlassen. Die Gemeinden auf diesen Inseln wurden selbständige Junge Kirchen. Hiermit ergab sich für die Rheinische Mission eine völlig neue Situation. Sendet sie zum Beispiel nach Südwestafrika bis heute Missionare und Schwestern nach eigenem Ermessen aus, so ist diese Praxis im Bereich der Jungen Kirchen Indonesiens nicht mehr möglich. Das bedeutet freilich nicht, daß die Verantwortung der Rheinischen Mission für die Gemeinden geringer geworden ist, an deren Gründung sie mitarbeiten durfte. So verschloß sie sich auch nicht der Bitte der Batakkirche um Mitarbeiter, so reagierte sie auch positiv auf die Frage der Niaskirche, ob man ihr einige Rheinische Missionare zur Verfügung stellen könne, und so war es selbstverständlich, zwei weitere Rheinische Missionare auf die Mentawai-Inseln zu entsenden, die jetzt zum Missionsbereich der Batakkirche gehören.

Aber in keinem Fall nimmt einer der in Indonesien eingesetzten Missionare eine leitende Stellung ein. Das Hauptaufgabengebiet der weißen Mitarbeiter liegt auf dem Ausbildungssektor. Im Batakland auf Sumatra sind gegenwärtig 3 deutsche Dozenten an der neu gegründeten Nommensen-Universität tätig. Zwei weitere Missionare sind mit der Weiterbildung und Zurüstung von kirchlichen Mitarbeitern beauftragt. Ein Missionsarchitekt ist auf dem Sektor des kirchlichen Bauwesens tätig.

Vor einiger Zeit wurden der Batakkirche von der indonesischen Regierung die ehemaligen Missionskrankenhäuser zurückgegeben. Bei der Bewältigung der Aufgabe des Neubaus, bzw. Weiterführung der ärztlichen und diakonischen Arbeit helfen 3 deutsche Ärzte. Ein weiterer Arzt steht vor der Ausreise. An den christlichen Schulen der Batakkirche arbeiten zur Zeit 3 deutsche Lehrer.

Auf Nias ist ein Missionar als Berater der niasischen Kirchenleitung tätig, während ein weiterer das theologische Ausbildungszentrum auf der Insel leitet. Erst kürzlich reiste ein Missionar nach Nias aus, um im Süden des Landes wichtige übergemeindliche Aufgaben zu übernehmen. Eine Missionschwester ist in der Ausbildung von Diakonissen bzw. Gemeindegewerksinnen tätig. Eine weitere betreut auf Südnias ein kleines Krankenhaus. In der Hauptstadt der Insel, Gunung-Sitoli, arbeitet ein früheres Missionsarzthegepaar heute im Regierungsdienst am dortigen Krankenhaus, ebenso eine weitere Krankenschwester.

Auf den Mentawai-Inseln fallen gegenwärtig große Entscheidungen. Von 20 000 Mentawiern sind 10 000 Christen geworden. Die Zahl der Neugetauften und derer, die die Taufe begehren, wächst von Tag zu Tag. Missionare, Evangelisten und sonstige Helfer stehen Massen von Menschen gegenüber, die auf das Evangelium warten. Doch auch andere Mächte — wie übrigens in ganz Indonesien — sind auf dem Plan: Der Mohammedanismus und die katholische Mission. 2 Rheinische Missionare stehen in der Arbeit, ein

dritter soll bald folgen. Ebenso ist die Aussendung von Schwestern vorgesehen.

„Wir suchen die Brüder“ — so überschrieb ich diesen Bericht. Denn das ist unser Auftrag, ob es sich um den Missionsdienst in Südwest oder die Mitarbeit im Bereich Junger Kirchen handelt: in der Liebe Dessen hinauszuziehen, der unser Bruder ward, um Afrikaner und Indonesier zu suchen und sie aus der Verlorenheit und Fremde heimzurufen ins Vaterhaus.

Hans de Kleine.

Die Hermannsburgers Mission im Jahre 1956

Die Lage unserer Mission ist gekennzeichnet durch die stark zunehmenden Aufgaben in Südafrika und Abessinien und durch die wachsende Sorge, wie sie die damit verbundene Verantwortung tragen und die nötigen Mittel für die Durchführung der Aufgaben aufbringen soll. Zuerst muß sie bekennen, daß sie von einer reichen und starken Liebe ihrer Freunde und der mit ihr verbundenen Gemeinden getragen wird. Daß diese Liebe so stark und lebendig ist, muß man als ein Wunder des Glaubens ansehen. Aber ein Wunder ist es auch, was Gott aus diesen Früchten der Liebe wachsen läßt.

Die Arbeit auf den Missionsfeldern

Es wird kaum eine Einrichtung der Kirche in der Welt geben, die mit der beschränkten Summe von 620 000 Mark — so viel haben die Gaben im Jahre 1955 betragen — drei große Missionsfelder, zwei theologische Seminare in Afrika, eine Fülle von Schulen, die ärztliche Mission in Südafrika und Abessinien mit 2 Ärztinnen und 10 Schwestern unterhält, dazu Schulen, Hospitäler und Kirchen baut, 160 Missionskräfte draußen, 40 Geistliche und rund 1000 eingeborene Mitarbeiter unterhalten muß und außerdem in der Heimat das große Missionsseminar mit über 30 jungen Missionaren und eine besondere Volksmission trägt. Wie das möglich ist, bleibt, abgesehen von den Schulden ein Geheimnis des Segens Gottes.

In Südafrika sind sieben und in Abessinien drei junge Missionare neu zum Einsatz gekommen, vier weitere stehen vor der Aussendung und zwei gehen in die heimatische Volksmission. Vier Missionsschwestern beenden demnächst ihre Ausbildung.

Durch die Verschärfung des Rassenproblems in Südafrika wird die Missionsarbeit dort sehr erschwert, es gibt auch manchen Kampf mit heidnischen oder ungläubigen Häuptlingen, aber die Missionare erfreuen sich eines großen Vertrauens bei Christen und Heiden. Die Arbeit auf dem Gold-

feld wird immer schwieriger und dringender. Eine große Anzahl eingeborener Geistlicher ist neu in den Dienst getreten in feiner Kameradschaft mit den Missionaren. Damit rückt das Ziel der Mission, eine junge lutherische Kirche zu schaffen, immer näher. Zur Zeit wird an einer Grundordnung dieser Kirche gearbeitet, im nächsten Jahr soll die erste Generalsynode dieser selbständigen lutherischen Kirche in Südafrika gehalten werden. Daß diese Aufgabe in einem Lande, in dem die Eingeborenen keine Selbständigkeit besitzen, besonders schwierig ist, liegt auf der Hand.

Zu der Entwicklung der Jungen Kirche gehören bestimmte Arbeiten, die von der Mission neu angefangen oder erweitert werden müssen.

Das theologische Seminar in Transvaal, das sich bisher in Bethel befand, soll an einem anderen Ort neu errichtet werden. Zum ersten Male sollen die Kandidaten auch in die griechische Sprache eingeführt werden, damit sie das Neue Testament im Urtext studieren können. Daneben lernen sie Englisch und Afrikaans. Ferner muß eine christliche Literatur einschließlich der Sonntagsblätter für die junge Kirche geschaffen werden. Unsere Druckerei in Südafrika arbeitet bereits seit Jahrzehnten an dieser Aufgabe. Die Jugendarbeit, die sich in vielen Gemeinden erfreulich entwickelt hat, muß weiter ausgedehnt werden.

Im Gallaland sind neue Heidengebiete für das Evangelium erschlossen, und junge Gallachristen wirken in ihnen als Sendboten ihrer Gemeinden oft unter Leiden und Verfolgung. Die Junge Kirche hat sich weiter gefestigt und wahrt den Schatz des Wortes Gottes unter großen Opfern. Die ärztliche Mission hat sehr zugenommen, ein großes Hospital ist gebaut worden, zur Zeit wird an einem weiteren Haus für Kranke gearbeitet. Die christliche Schule in Aira wächst gewaltig; bei Addis Abeba hat unsere Mission in Gemeinschaft mit der schwedischen und

Fortsetzung auf Seite 6 des Hauptblattes

Flammenschnabel-Vögel führen zur Christmesse

„Den großen Tag“ nennt Indiens Volksmund das Weihnachtsfest / Von Missionsdirektor Hans Lokies

„Was ist das?“ So rufen sich die indischen Kinder, auf der Erde sitzend, im Fragespiel zu. „Der Vogel mit dem goldenen Schnabel: Fliegt er durch das Zimmer, so wird es ganz hell. Was ist das?“ Es ist die indische Ollampe, ein kleines irdenes Näpfchen mit Öl und brennendem Docht. Am Weihnachtsabend nimmt der Vogel mit dem goldenen Schnabel seinen Flug auch in die Kirche. Unvergesslich jedem, der es einmal gesehen hat: diese Allee von Lampen, die am Weg entlang vom Missionshause bis zur Kirche stehen. Tausende von Flämmchen umsäumen den Kirchweg, und die Festgemeinde, mit dem indischen Pastor an der Spitze, schreitet zwischen ihnen hindurch bis zum Gotteshause, wo sich das Lichtband der Ollampen an den Kirchenwänden teilt, um sich wieder am Altar zu vereinigen. Unauslöschlich hat sich das Weihnachtsfest nicht nur den indischen Christen, sondern auch der nichtchristlichen Umwelt als das Fest des Lichtes und der Liebe eingepreßt. Es wird im Volksmund als „der große Tag“ bezeichnet, an dem auch Nichtchristen zur Kirche kommen. An diesem Tag beschenken auch sie sich untereinander. Dafür sorgen schon die Kinder.

Die Christuskirche in Ranchi, die am Heiligen Abend in hellem Licht erstrahlt, wurde vor genau 100 Jahren von deutschen Missionaren erbaut und faßt 1000 Menschen. Die Lieder, die die Gemeinde singt, sind nach Text und Melodie dieselben, die man auch in Berlin in jeder evangelischen Kirche hören kann, nur übersetzt ins Hindi. Man spürt auch dem ganzen Gottesdienst die Übersetzung an. Das meiste ist noch Kopie nach einem europäischen Original. Aber was nach dem Gottesdienst unter freiem Himmel, unter einem Mango- oder Tamarindenbaum, an einem Lagerfeuer vor sich geht, bei Olkuchen aus Reismehl und einem Becher Tee, der mit einer Prise Salz und Pfeffer gewürzt ist, das ist ganz indisch. Da dröhnen die Trommeln, da begleitet man das Singen mit Händeklatschen, da singt man die sogenannten Bhajans, geistliche Volkslieder, die die Inder selbst gedichtet haben — nach uralten eigenen Melodien. Bei dem dumpfen Klang der Trommeln kommen die Sänger in Ekstase. Haben sie am Anfang, am Boden hockend, den Körper nur hin und her gewiegt, fangen sie nach zwei bis drei Stunden etwa an, mit dem ganzen Körper zu zucken; sie werfen die Köpfe nach links und rechts, daß die Haare fliegen; und doch ist der Inhalt der Lieder nichts anderes als die biblische Geschichte.

über 47 000 indischen Christen und die Goßnersche Missionsgesellschaft, deren Gemeinden mit 186 000 Seelen seit 1916 eine selbständige Kirche bilden.

Diese Evangelisch-Lutherische Goßnerkirche in der Provinz Bihar ist auf allen deutschen Missionsfeldern in der Welt die erste Kirche, die selbständig wurde. Jene Missionare, die vor genau 100 Jahren die Christuskirche in Ranchi bauten, kamen aus Berlin und waren von dem Pfarrer Johannes Evangelista Goßner

abgeordnet, der nach seiner Berufung an die Berliner Bethlehemkirche 1829 jene Missionsgesellschaft gründete, die noch heute seinen Namen trägt und ihren Sitz in Berlin hat. Seitdem nun die Evangelisch-Lutherische Goßnerkirche selbständig wurde, liegt ihre Leitung bei den Indern und nicht mehr bei den Missionaren. So hat die Kirche die allgemeine Entwicklung zur politischen Selbständigkeit vorweggenommen. Denn Indien selbst wurde als Staat erst 1947 autonom.



Auch in Indien werden Kirchentage veranstaltet. In einem großen Zelt, wie hier auf einem von über 20 000 Menschen besuchten Kirchentag in Govindpur, ist dann der Altar für den Gottesdienst aufgebaut.

Das Verhältnis zwischen der Goßnerschen Missionsgesellschaft in Berlin, den deutschen Missionaren und der indischen Kirchenleitung steht auf der Grundlage völligen Vertrauens. Die indische Kirche bezeichnet sich selbst gern als die Tochterkirche und sieht in der Evangelischen Kirche Deutschlands ihre Mutterkirche, der sie kindliche Treue hält. Freilich: das Rechtsverhältnis zwischen der mündig gewordenen Tochter und ihrer Mutter ist völlig neu geordnet worden. Die Missionare arbeiten unter der indischen Kirchenleitung. Als die deutsche Heimatleitung ihren Missionaren gewisse Rechte zu sichern suchte, erhielt sie zur Antwort: „Ihr wollt für eure Missionare Sonderrechte haben. Wir fragen euch, welche Rechte hat denn eine Mutter im Hause ihrer verheirateten Kinder? Ihr wißt selbst: keine! Aber wenn es die rechte Mutter (d. h. also Schwiegermutter) ist, dann hat sie ungeschriebene mehr Rechte als irgend jemand anders im ganzen Haushalt...“ Was die indische Kirche wünscht, sind also die rechten Missionare.

Zahlenmäßig bilden die Christen in Indien eine Minderheit: insgesamt 9 bis 10 Millionen gegenüber einer Gesamtbevölkerung von 450 Millionen (davon in Indien 360 Millionen und in Pakistan 90 Millionen). Trotzdem besitzt das Christentum einen weitreichenden indirekten Einfluß auf das öffentliche Leben Indiens. Ministerpräsident Nehru hat auf eine Anfrage ausdrücklich erklärt, daß das Christentum in Indien eine alte einheimische Religion sei, denn seine ältesten Gemeinden werden auf einen der zwölf Jünger Christi, den Apostel Thomas, zurückgeführt. Das Christentum habe das Verdienst, so erklärte Nehru weiter, der nationalen Bewegung starke Impulse, im besonderen auf dem sozialen Gebiet, vermittelt zu haben: für das Recht der indischen Frau auf Schulbildung; für die Aufhebung der Kinderehe; für die Beseitigung

der Tempelprostitution; für das Recht der Witwen, sich wieder zu verheiraten; für die kulturelle und soziale Hebung der entrechteten Parias und für die Bekämpfung von Volkskrankheiten, z. B. des Aussatzes.

Alle diese Programmpunkte, in Angriff genommen erstmalig von den Christen im Namen Christi, gehören heute zum Aktionsprogramm der Indischen Kongreßpartei — freilich ohne das christliche Motiv. Aber dieser Tatbestand macht es verständlich, daß die öffentliche Meinung in Indien gegenwärtig dem Christentum gegenüber freundlich eingestellt ist. Eins nur fordert die Kritik ganz Indiens, auch der christlichen, heraus: das ist die Spaltung der christlichen Kirche in die verschiedensten, sich bekämpfenden Konfessionen. Auch die christlichen Inder fragen sich, ob es denn wirklich notwendig sei, sich die in der europäischen Kirchengeschichte begründeten Trennungen aufzwingen zu lassen. So ist es denn in Südinien zu der Bildung einer großen Einheit: kirche gekommen, der 1947 gegründete Church of South India, der Methodisten, Presbyterianer, ursprüngliche Mitglieder der anglikanischen Hochkirche und auch eine Gruppe von Lutheranern angehören und die heute in 14 Diözesen eine Million Gläubige zählt.

An diesen Vorgängen zeigt sich beispielhaft, welchen Weg seit 1914 die christliche Mission in der ganzen Welt geführt worden ist. Der erste, zwischen den „christlichen“ Völkern Europas ausgebrochene Weltkrieg schien das Ende aller von Europa ausgehenden Missionsarbeit zu bedeuten; er war der Anfang der jungen, selbständigen Kirchen in den früheren kolonialen Ländern. Der zweite Weltkrieg drohte, im besonderen in Asien durch die Religionspolitik Japans, die die Unterwerfung aller anderen Religionen unter die japanische Staatsreligion, den Shintoismus, und die Anerkennung des Kaisers als Gott forderte, das vorzeitige Ende dieser jungen Kirchen herbeizuführen. Er war aber der Anfang der Okumene, d. h. der sich zu einer Einheit zu sammenschließenden christlichen Kirchen auf der ganzen Erde. Keine Macht der Welt, weder die erbitterte Feindschaft noch das eigene Versagen der Christen, kann diese Entwicklung aufhalten.

Eindrucksvoller Vortrag über Indien-Mission

300 Teilnehmer beim Altschülertreffen in Potshausen

Anlässlich des letzten Altschülertreffens konnte der geräumige Saal der Landvolkshochschule Potshausen kaum alle Besucher fassen. Mit dem starken Mädchenkursus von 35 Teilnehmerinnen waren fast 300 junge Menschen aus den Landkreisen Ostfrieslands, dem benachbarten Oldenburger Land und der Grafschaft Bentheim beieinander. Nach dem Vormittagsgottesdienst stand auf dem Programm des frühen Nachmittags ein Bericht von Diplom-Landwirt Dr. Junghans, der bereits im vierten Jahr im Auftrage der Goßnerschen Mission auf dem indischen Missionsfeld tätig ist.

In seiner Person vereinigt er drei Funktionen. Am Anfang stand die Landwirtschaft mit Kühen, Hühnern und Ziegen und mit der Bearbeitung des Landes. Wenn auch viele indische Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, so wird gerade der Einsatz guter Maschinen gefördert. Einflußreiche Besucher des Landes sind oft als Gäste in diesem Betrieb, um die Erfahrungen auf breiterer Grundlage nutzbar zu machen. Die Erträge dieses Betriebes sichern die beiden weiteren Aufgaben. In einer Landwirtschaftsschule, die 16 Schüler für ein Jahr im Internat aufnimmt, werden einheimische Landwirte unterrichtet und erhalten bei ihrem Abgang von der Schule auch eine beträchtliche Starthilfe materieller Art. Die nächste Aufgabe ist die Oberschule, die mit mehreren Hundert Schülern, zum Teil in einem Internat betreut, auch bis in die Kreise der Hindu-familien hineinwirkt. Zusammen mit der katholischen Kirche hat die evangelische Mission insgesamt zehn Oberschulen und 200 Volksschulen eingerichtet.

Über diese drei Zweige der Missionsarbeit wurden gute farbige Aufnahmen gezeigt. Daraus entwickelte sich im Anschluß ein reges Frage- und Antwortspiel. Es wurde betont, daß die evangelischen Missionare nach dem ersten Weltkrieg erst 1928 wieder hinausdurfen. Waren bei Kriegsende 120 000 getaufte indische Christen gezählt worden, so war diese Zahl trotz mancher versuchter „Abwerbung“

auf 160 000 gestiegen. Heute gehören 250 000 Inder zur Goßnerkirche. In dem Gebiet dieser Missionstätigkeit sind 40 Prozent der Einwohner evangelisch und 35 Prozent römisch-katholisch. Rund 50 Prozent der evangelischen Christen besuchen sonntags den Gottesdienst. Mindestens alle sechs Wochen nimmt jeder getaufte Christ an einer Abendmahlsfeier teil.

Weitere Fragen wurden nach den „heiligen Kühen“ gestellt, für deren Schutz sich sogar eine besondere politische Partei gebildet hat.

Der Kommunismus hat gerade nach den kriegerischen Auseinandersetzungen mit China keine allzu große Chance in Indien. Dazu kommt, daß in den ärmeren ländlichen Gebieten der Familienverband vor einer Radikalisierung bewahrt. In den Städten wäre es eher möglich, Stimmung für den Kommunismus zu machen. Doch schaffen gerade hier die Aufbauleistungen der Industrie größeren Wohlstand unter den Arbeitern, so daß sie nicht anfällig werden. Entwicklungshilfen der befreundeten Völker wirken viel Gutes. In hohem Ansehen stehen noch immer die Engländer, die große Erfahrungen besitzen und sich in der Öffentlichkeit immer korrekt benehmen. Das erkennt man in Indien an. Ebenso stehen der Pioniergeist und die Hilfsbereitschaft der Amerikaner obenan.

Es konnte auch berichtet werden, daß sich sowohl in Amerika für das Friedenskorps als auch in Deutschland für die Dienste in den Entwicklungsländern viel mehr junge Menschen melden als tatsächlich eingesetzt werden können. Das ist ein gutes Zeugnis für unsere Jugend.

Auch die Volkshochschuljugend will nicht zurückstehen. Daher wurden Kollekten und Gaben für den Aufbau einer ostfriesischen Rinderzucht in Indien bei diesem Altschülertreffen in Höhe von 625 DM gesammelt.

Ostfr. Pommern

"Fahrt hinauf auf die Höhe und werfet eure Netze aus"

Ein Arbeitsbericht der Gossner-Mission
für das Jahr 1955.

1. Die Missionsarbeit beginnt - zu Hause!

Die Arbeit im Heimatgebiet.

Bekanntlich hat die Gossner-Mission 50% der sie unterstützenden Gemeinden und Missionskreise in Ostdeutschland verloren (Ostpreussen, Schlesien, Ostpommern). In den Provinzen Brandenburg und Sachsen aber wird die Arbeit fortgeführt. Dazu ist im Jahre 1955 ein besonderes Kuratorium in Ostberlin gebildet worden, dem keine Mitglieder aus Westberlin oder Westdeutschland angehören dürfen. In diesem Gebiet wird neben der üblichen Werbearbeit für die Mission in Indien (Missionsfeste, Missionsgottesdienste, Missionsvorträge) vor allem evangelistische Arbeit geleistet, und zwar teilweise mit ganz neuen Methoden: Wohnwagenarbeit, Arbeitslager, Gesprächsmision, "Laienaktiv". Zur Gesprächsmision gehört in besonders schwierigen Umgebungen ein eifriger Besuchsdienst, der zunächst eine rein menschliche Begegnung zwischen Christen und Nichtchristen herzustellen bemüht ist. In Ostberlin veranstaltet die Gossner-Mission oekumenische Rüstzeiten und Arbeitslager.

In Westdeutschland ist durch die Arbeit von Pastor SYMANOWSKI in Mainz-Kastel ein neues Missionshaus entstanden, erbaut in 17 oekumenischen Arbeitslagern, ohne dass ein Pfennig Missionsgeld in den Bau hineingesteckt wurde. Das Haus, das zugleich als Studenten- und Lehrlingsheim dient, ist darüber hinaus zum Ausgangspunkt einer neuartigen Industrie-Mission geworden. Für die Zukunft ist geplant, in ihm auch ein Seminar für Arbeiterpfarrer einzurichten.

Das Missionshaus in Westberlin stellt ein Zentrum für die katechetische Arbeit dar, die ebenfalls als ein missionarischer Dienst verstanden wird (Verkündigung des Evangeliums nach vorn, an die künftige Generation).

Im Jahre 1955 hat die Gossner-Mission einen indischen Pastor an ihre Heimarbeit berufen (für 5 Jahre): ein Versuch, der sich gut auswirkt. Die beiden ersten indischen Studenten, die die Gossner-Mission zum Studium in Deutschland eingeladen hat, werden Ende des Jahres ihre Abschlussprüfung an der Kirchlichen Hochschule bzw. der Freien Universität in Berlin machen. Die ersten beiden jungen Mädchen, die nach Deutschland eingeladen sind, werden in der Bibelschule Salzuflen für den Gemeindedienst in Indien zuge-

rüstet; 2 indische Lehrerinnen sollen 1957 nach Deutschland herüberkommen.

In der Frage der Zusammenarbeit mit anderen Missionen sind Verhandlungen in Gang gekommen, die eine Zusammenarbeit der Gossner-Mission z.B. mit der Berliner und der Rheinischen Mission und den Kirchen, in denen diese Missionen arbeiten, zum Ziele haben.

2. Die Missionsarbeit geht hinaus - in die Weite der Welt.

Unsere Zusammenarbeit mit der Gossnerkirche in Indien.

- a) Aus den Berichten, die die Gossner-Mission aus Indien erhalten hat, geht hervor, dass die Missionsarbeit in Assam, Surguja, Jaspur und Udaipur ihren Fortgang nimmt. Sie steht unter der unmittelbaren Leitung der Kirche, die die indischen Missionare in einem neugegründeten Seminar (Govindpur) besonders zurüstet.

Die Missionsarbeit in der neuen Provinz Orissa wird vom "Vereinigten Missionskomitee" geleistet, zu dem ausser den indischen Vorstandsmitgliedern einer unserer Missionare (Borutta) gehört und mit besonderen Vollmachten ausgestattet ist. Ihm ist in der letzten Generalsynode der Kirche der Auftrag erteilt worden, die gesamte Missionsarbeit der Kirche zu besuchen und beratend zu betreuen.

Zum Aufgabenkreis des "Vereinigten Missionskomitees" gehört auch das neugegründete Missionshospital in Amgao, in dem seit Januar 1955 eine deutsche Schwester (Ilse MARTIN) tätig ist. Sie hat im Laufe eines Jahres 17.000 Patienten zu versorgen gehabt. Die Einreise für einen Missionsarzt ist seit einem halben Jahre beantragt; die Bewilligung steht noch aus. Die indischen Missionare, die im Auftrage des "Vereinigten Missionskomitees" arbeiten, erhalten ihre Aus- und Fortbildung in einem eigens dazu gegründeten Seminar in Chaibasa (Leitung: Missionar Borutta).

- b) Der unglückliche Verlauf der Generalsynode im April 1955 brachte viel Unruhe, Spannung und Streit in das kirchliche Leben. Umso dankbarer blicken wir auf die ausserordentliche Synode am 19. Oktober 1955 zurück, die den Frieden in der Kirche wiederherstellte. In der Kirchenleitung fand ein Personalwechsel statt. An die Stelle des bis-

herigen Präsidenten Pastor Joel Lakra trat Pastor Silo TIGA. Auf der letzten Synode, die einen durchaus geistlichen Charakter trug, wurde u.a. auch die Überprüfung der alten Liturgie beschlossen. Mit dieser Arbeit wurde Missionar Lic. SCHULTZ beauftragt.

Erfreulich ist die Tatsache, dass der jährliche Pastorenkursus, der längere Zeit ausgefallen war, seit 1954 wieder durchgeführt wird. Einen besonderen Aufschwung hat die sogenannte TABITA-Schule, die von 2 deutschen Schwestern (Anni DILLER und Hedwig SCHMIDT) geleitet wird, genommen. Sie bildet Gemeindehelferinnen, Religionslehrerinnen und Leiterinnen für die Frauen- und Jugendarbeit aus. Die Zahl der Anmeldungen hat so überraschend zugenommen, dass ein weiterer Ausbau der Gebäude notwendig wurde. Die beiden Schwestern sind schriftstellerisch mit der Abfassung volksmissionarischen Schrifttums befasst, das durch Kolportage weite Verbreitung findet.

Ein besonderes Problem stellt die Industrialisierung des Kirchengebietes dar, im besonderen in der Gegend von R o u r k e l a. Mitten in dem neu entstehenden Industriegebiet liegt die alte Gemeinde P u r n a p a n d. Es ist von allergrösster Wichtigkeit, dass es der Gossnerkirche gelingt das in ihrem Besitz befindliche Grundstück festzuhalten und auf ihm einen kirchlichen Sammelplatz für die indischen Arbeiter zu schaffen. Zu dem Zwecke setzt dort die Gossnerkirche ihren besten indischen Pastor an. In der in nächster Nähe neu entstehenden übermodernen Industriestadt ist auch ein Platz für eine evangelische Kirche, ein Pfarrhaus und eine Schule vorgeplant. Es liegt im Interesse aller lutherischen Kirchen Indiens und auch der deutschen Heimatkirche, an dieser weithin sichtbaren Stelle ein kirchliches Arbeitszentrum aufzubauen. Ein für diesen wichtigen Posten geeigneter deutscher Pastor ist von der Gossner-Mission vorgebildet worden und steht zur Ausreise bereit.

- c) Die Verhandlungen über einen Zusammenschluss der Gossnerkirche mit der Santal-Kirche sind ins Stocken geraten. Es ist zu hoffen, dass sie wieder aufgenommen werden. Im Industriegebiet ist eine Zusammenarbeit zwischen der Gossner- und der Jeypur-Kirche wünschenswert und notwendig.

L o k i e s

Mai 1956

Trankebar - die Königin der Koromandelküste.

Missionsdirektor Professor D. Dr. I h m e l s zu Dank und zum Gedenken an seinen zweimaligen Besuch in der Goßnerkirche und die brüderliche Zusammenarbeit mit der Goßner - Mission.

Von der Zitadelle der einst dänischen Kolonie Trankebar blicke ich über den Strand und sehe, wie sich die hochwüchsigen Kokospalmen mit ihren langen, eleganten Wedeln in der Meeresbrise wiegen. Der harte Aufschlag der Brandung zerstäubt das Wasser bis zu der halben Höhe der Palmen. Dieser hauchdünne Schleier aus Wassertropfen wird nur sichtbar, wenn die Sonne in einem bestimmten Winkel einfällt. Die Koromandelküste ist wegen der unbändigen Kraft ihrer Brandung gefürchtet. Ich wage es, zusammen mit meinem Gastgeber, einem jungen deutschen Dozenten, der am Theologischen Seminar der Tamulenkirche die künftigen Pastoren ausbildet, ein Bad zu nehmen. Als ich aus dem Wasser steige, keuchend wie nach einem Faustkampf, sind unsere hellen Anzüge, die wir am Strand niedergelegt hatten, von einer schwarzen Schicht feinen Flugsandes zugedeckt. Er sieht wie pulverisierter Basalt aus, in Jahrtausenden im Mörser der Brandung zu Staub zerrieben.

Immer wieder muss ich denken: nun bin ich also wirklich in Trankebar, der einstigen "Königin der Koromandelküste". Hier begann einmal vor mehr als 250 Jahren die Arbeit der evangelischen Mission. Ich freue mich, daß ich ihren Spuren so ganz von Anfang an nachgehen kann. Hier also, im Angesicht dieser Zitadelle, gingen die beiden deutschen Theologen Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau an Land. Es war der 9. Juli 1706. Sie kamen im Auftrag des dänischen Königs, aber ohne Wissen der dänischen Handelsgesellschaft, die hier in Trankebar Alleinherrscherin war. Wenn man durch die Räume und Kasematten der Zitadelle schreitet, spürt man einen Hauch dieses Frühimperialismus, eines Herrtums, das sich nur mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen die feindliche Umwelt durchsetzen konnte. Auch die beiden jungen Missionare bekamen dies zu spüren. Ich besichtige die Kasematte, in der der damalige Kommandant von Trankebar, Hasslus, den jungen Ziegenbalg für vier Monate gefangen setzte, dicht neben der Küche, um die Qual des Gefangenen bis zur Untragbarkeit zu steigern. Ziegenbalg, der in der Schule August Hermann Franckes geformte Pietist, mit seiner strengen und vielleicht auch engen Lebensauffassung, hatte es gewagt, das ungebundene Leben der kleinen europäischen Kolonie zu kritisieren.

Die Macht der Mächtigen ist vergangen. Überall in Trankebar stößt das Auge auf Verfall und Zerstörung. Auch die von den Kolonisten angelegten Friedhöfe sind ein Trümmerfeld. Und gerade hier wollte man sich ein Denkmal setzen, das die Zeiten überdauern sollte. Fern der Heimat, in der weiten asiatischen Welt allein gelassen, wehrte man sich gegen das Vergessenwerden. Man ließ die Inschriften von kleinen Kindern, unter Hinzufügung einer wortreichen

Biographie in Stein und Erz. Man sieht keine Kreuze, sondern nur die bekannten Symbole jenes Totenkultes, die für die Zeit des Barock und Rationalismus bezeichnend sind. Es geht kein Trost und keine Hoffnung von ihnen aus. Heute bilden diese Friedhöfe ein Bild der Verwahrlosung. Die Ziegen weiden zwischen den Gräbern. Und an die zerfallenen Wände der pompösen Grabdenkmäler klatschen Kinder den gesammelten und zu Fladen geformten Kuhmist, der wie im ganzen Orient so auch hier in Indien getrocknet und als Feuerung verwendet wird. Die Macht der Mächtigen ist vergangen, das Werk der Gedeimtigten und Ohnmächtigen ist geblieben. Die Dänen und zuletzt die Engländer haben Indien verlassen; aber aus der Arbeit der Dänisch-Halleschen und später Leipziger Mission ist die junge selbständige Tamulenkirche erwachsen, die unter den lutherischen Kirchen Indiens eine führende Rolle spielt.

Mein Gastgeber führt mich in den Bungalow, in dem einmal Ziegenbalg gewohnt hat. Auf der anderen Seite steht die schöne neue Kirche, die Ziegenbalg baute, nachdem ihm seine erste vom Meer verschlungen war. Sie ist in der Form eines Kreuzes erbaut - absichtsvoll, wie man sagt, nämlich um jeder der vier Kasten einen besonderen Raum anzuweisen. Bekanntlich gingen die ersten Missionare mit der indischen Kaste in großer Weisheit schonsam um. Ziegenbalgs Wohnhaus ist ganz in jenem Kolonialstil errichtet, der sich merkwürdig rasch den Erfordernissen des fremden Landes anzupassen wußte. Um in der Abendkühle sitzen zu können, gibt es da ein unteres und ein oberes Dach. Auf dem oberen Dach sprechen wir unter dem indischen Sternenhimmel bis in die Nacht hinein. Am nächsten Tag predige ich in der Kirche Ziegenbalgs im Neujahrsgottesdienst. Man merkt am Kirchenbesuch, daß Trankebar das Schul- und Ausbildungszentrum der Tamulenkirche ist. Es sind Ferien. Darum ist die Zahl der Kirchenbesucher verhältnismäßig klein.


Am Abend verlasse ich Trankebar, dankbar, die Stätte kennen gelernt zu haben, an der die evangelische Mission begann - nicht nur in Indien, sondern in der ganzen Welt. Ich fahre nach Madras, dem Hauptsitz der lutherischen Tamulenkirche, in der schwedische und deutsche Missionare gemeinsam mit den indischen Pastoren am Werke stehen. Ich benutze den Nachtzug. Als ich früh erwache, sehe ich im hellen Morgenschein die Reisfelder grün, smaragdgrün vorübergleiten. War über Nacht ein Wunder geschehen? "Ein reiches Land", rufe ich einem meiner Mitreisenden zu. Er lächelt und antwortet: "Ja, wenn es geregnet hat." In dem Gebiet, durch das wir reisen, hat es die letzten fünf Jahre nicht geregnet. Da war es arm. Und so ist es in ganz Indien. Indien ist reich, wenn es geregnet hat; arm, wenn der Regen ausbleibt. Darum ist Indien ein Land, das auf den Regen wartet. Ich meine das jetzt nicht nur im wörtlichen, natürlichen Sinn; ich nehme es als Gleichnis. Indien wartet wie die ganze Welt auf das große Regenwunder Gottes: die Ausgießung des Heiligen Geistes.

E i n z e l b e k e h r u n g e n .

Nach Ranchi, der Hauptstation der Goßnerschen Mission, kommt ein junger Mohammedaner und bittet um die Taufe. Abdul Gophad ist sein Name. Er stammt aus einem Orte nahe der großen Stadt Patna am Ganges, einige Tagereisen von Ranchi entfernt. Was bewegt ihn, Christ zu werden? Abdul ist von seinen Verwandten und Volksgenossen als Lehrer angestellt. Eines Tages kauft er sich ein Neues Testament. In seiner freien Zeit, besonders abends, liest er auch seiner jungen Frau aus den Evangelien die frohe Botschaft vor. Dabei wird er einmal durch das kleine Fenster seines Zimmers von seinem älteren Bruder beobachtet, überrascht und entdeckt. Die Empörung der Familie ist groß; auch die Nachbarn erfahren es und stellen Abdul Gophad zur Rede. Dieser aber bezeugt, vom Worte Gottes, das ihn nicht mehr losläßt, überwunden, daß Jesus Christus der Erlöser sei. Ein Schrei der Entrüstung entfährt den Verwandten, und Abduls Bruder stürzt in jähem Zorn auf den Verklagten los, entreißt seinen Händen das Neue Testament und zerfetzt es vor den Augen der anderen. Abdul wird seines Lehramtes entsetzt und aus der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen. "So, jetzt kannst du zu den Christen betteln gehen!" ruft ihm sein Bruder höhrend nach. Abdul Gophad versorgt seine junge Frau, die er zurücklassen muß, mit etwas Geld und begibt sich nach Gaya zur Baptistenmission. Nicht lange, so haben die fanatischen Mohammedaner Gayas von Abduls Vorhaben gehört und versammeln sich drohend vor dem Hause des Missionars. Dieser befürchtet Unruhen und rät Abdul, weiterzuwandern. So kommt er nach Ranchi und empfängt nach einer Vorbereitungszeit die Taufe.

Zu der dortigen Goßnerschen Missionshochschule gehört ein Wohnhaus (Hostel) für die Schüler, die von auswärts kommen und in einem Internat Wohnung und Verpflegung erhalten. Wenn es im Hostel still geworden ist, die Lampen ausgelöscht und die Schüler alle schlafen gegangen sind, dann tritt in das Zimmer des Hausvaters, eines jungen Missionars, ein Junge ein, der noch keine Ruhe finden kann, Mahendra Prasad mit Namen. Er ist 15 Jahre alt. Was ihn noch zu so später Stunde herführt, ist nicht der Wunsch nach Gesellschaft oder Unterhaltung, sondern das starke Verlangen nach Gottes Wort, nach näherer Erklärung unverständener Bibelstellen und nach Zuspruch für sein bewegtes Gemüt. Und erst nach Stunden, wenn alle Fragen beantwortet sind, geht der Schüler befriedigt und fröhlich in seine Schlafkammer. Mahendra Prasad ist Hindu, er ist der Sohn eines Brahmanen. Der Vater versteht auch heute noch ⁱⁿ auf einem Dorfe Priesterdienste. Schon als kleiner Junge empfand der Priestersohn einen eigenartigen Widerwillen, wenn ihn sein Vater in den Tempel mitnahm und anwies, den Götzen zu opfern und

und sie anzubeten. Da hört er zum ersten Male die Botschaft von Christus aus dem Munde christlicher Knechte, die in der Landwirtschaft seines Vaters im Dienste stehen. Fortan weiß er sich jedesmal von dem Tempelbesuch fernzuhalten, ohne daß seiner Familie diese Lässigkeit auffällt. Begierig gesellt er sich immer wieder zu den Christen, um von ihrem Glauben zu hören. Zugleich gelangt er in den Besitz einiger christlichen Schriften, die er fleißig liest. Seinen Eltern bleibt dieses Treiben lange Zeit verborgen. Erst als der Vater, von einer Pilgerreise heimgekehrt, erneut darauf dringt, daß seine Söhne nach den strengsten Regeln der Hindureligion erzogen werden, muß sich Mahendra Prasad offenbaren. Zu seinem großen Erstaunen zeigt sich sein Vater durchaus nicht ungehalten, erklärt aber mit aller Bestimmtheit, daß ein Brahmane nie und immer ein Christ werden könne. Jetzt muß sich der junge Brahmanensohn entscheiden. Ein Umstand kommt ihm dabei zu Hilfe. Er bezieht in jener Zeit die Missionsschule auf einer der ältesten Missionsstationen der Gossnerschen Mission, Lohardagga, und wird durch eine glückliche Fügung im Hause des dortigen eingeborenen Pastors untergebracht. Durch das, was er dort sieht und hört, überzeugt, bittet er um die Taufe. Bevor er aber die letzten entscheidenden Schritte tun kann, erkrankt er plötzlich schwer und ringt oft mit dem Tode. In solchen Stunden überkommt ihn wohl wieder die alte Furcht vor den Götzen. Er glaubt in seiner Krankheit ihre dämonische Hand zu spüren und deutet die Erkrankung als Strafe für seinen Abfall. Einmal, als sich seine ganze Herzensnot wie eine undurchdringliche, tiefe Dunkelheit auf seine Seele legt, wagt er, was er bisher in seiner Gottesferne noch nie ernsthaft gewagt hat: er betet. Er betet zu dem Gott und Vater Jesu Christi und empfindet mehr und mehr, wie er hier zu dem lebendigen, wirklichen Gott betet, der nicht nur heilig und gerecht, sondern auch gnädig und barmherzig ist - und wird gesund. Nach einer ernsthaften Aussprache mit seinen Eltern läßt er sich taufen. Das ganze Dorf rebelliert. Die Verwandten bestürmen ihn. Er aber bleibt fest, obwohl ihm das Elternhaus verschlossen wird. So jung ist er noch und muß doch Abschied nehmen von dem, was ihm lieb und teuer ist. Er sieht, wie sich die Tür zu seinem Vaterhause, seiner Heimat, seiner Sippe und seiner Volksgemeinschaft zuschließt, unerbittlich. Da wendet er sich mit einem tiefen Weh im Herzen, doch unbeirrt und zielklar ab. Er geht nach Ranchi und meldet sich als Schüler in der Missionshochschule an.



E i n D o r f w i r d n e u .

Eines Tages kommt zu dem Stationsmissionar von Khutitoli eine Abordnung der Kharyas, eines selbst unter den Kols (~~adyvasis~~) wegen seiner Hinterhältigkeit und Lasterhaftigkeit verachteten Stammes: wüste Gesellen, Tigeräxte in den Händen. Wirr hängt ihnen das Haar ins Gesicht. "Sahib (Missionar), wir wollen Christen werden." Während sie sprechen, irren ihre Augen hin und her. Sie können dem Missionar nicht ins Gesicht sehen.* "Diese Kharyas, wer weiß, was sie wollen", denkt der Missionar. Aber da sie es wünschen, gibt er ihnen einen Katechisten mit, der das Dorf für die Taufe vorbereiten soll. Zuerst kommen sie auch alle, Männer, Frauen und Kinder, zum Taufunterricht. Dann aber bleibt das ganze Dorf fort, nur noch einige Kinder suchen den Katechisten auf. Und jetzt erfährt der Missionar auch, was die Kharyas von ihm erwartet haben: Geld, nichts als Geld. Das Dorf braucht ^{eine} ganz bestimmte Summe, um einen Ackerstreit vor Gericht zu gewinnen. Da der lutherische Missionar das Geld verweigert, geht dieselbe Abordnung zur römischen Gegenmission- und der Jesuitenpater gibt das Geld. Die Kharyas müssen versprechen, katholisch zu werden. Auch schickt der Pater einen römischen Christen ins Kharya=Dorf, nicht etwa zum Unterrichten, sondern nur, um über die Zinszahlung zu wachen. Als der Missionar von Khutitoli das hört, zieht er seinen Katechisten zornig zurück. Diese Kharyas !

Monate sind vergangen. Da hat der Missionar eine Tauffeier in einer entlegenen Außenkapelle. Als er das Gotteshaus verläßt, sieht er in der hintersten Ecke zwei braune Gestalten hocken: einen Knaben von 12 und einen Jüngling von 17 Jahren. "Wer seid denn Ihr?" Sie treten herzu und antworten: "Wir sind aus Latakamhan." Latakamhan? Das ist ja das Kharya=Dorf, und nun hört der Missionar die Geschichte dieser beiden jungen Leute. [Als der Katechist das Dorf verlassen hatte, blieben die beiden auf sich selbst gestellt zurück. Aus den ihnen geschenkten Schriften (Fibeln*, biblisches Lesebuch, Katechismus und Liederbuch) lernten sie lesen und das Gelesene auswendig, ohne es jedoch zu verstehen. Eines Tages beschlossen sie, in die nächste Außenkapelle der Christen zum Gottesdienst zu gehen. Sie mußten nachts aufbrechen und durch den Tigerwald marschieren, um rechtzeitig zur Stelle zu sein. Das erste Mal, als sie von dem Besuch bei den Christen heimkehrten, erhielt der Junge Prügel, und Budhu-so hieß der Jüngling-, der eben geheiratet hatte, durfte nicht

nicht in seine Hütte treten. Man hielt ihn erst fest und zwang ihn, Opferblut zu trinken, um ihn von der Befleckung mit den Christen zu reinigen. Die beiden jungen Menschen aber blieben unbeweglich fest. Sonntag für Sonntag gingen sie in die Kapelle, ohne die Anfeindungen und den Spott zu beachten. Da ließ man sie gewähren.

Ergriffen hört der Missionar zu. "Nicht vergeblich, nicht vergeblich", so denkt er. Da sieht er, wie der Knabe seine Augen zu ihm erhebt. Eine große Bitte steht darin zu lesen. Die Stimme zittert ihm vor innerer Erregung, als er sie jetzt ausspricht: Sahēb, ich möchte getauft werden!" "Ja, weißt du denn, was die Taufe bedeutet?" Und der Missionar fragt und erkennt, daß der Bube mehr weiß als die Erwachsenen, die eben an dem Altar getauft worden sind. Da tauft er ihn auf den Namen "Samuel."

Samuel kommt zu seiner weiteren Fortbildung auf die Stationschule in Khutitoli. Als er soweit gefördert erscheint, daß er entlassen werden kann, läßt ihn der Missionar zu sich kommen. "Samuel, jetzt sende ich dich als Missionar in dein Heimatdorf. Hier hast du eine Messing- scheibe und einen Holzhammer. Damit rufst du die Heiden Sonntag für Sonntag zum Gottesdienst, gleichviel ob wenige kommen oder viel." Am ersten Sonntag steht Samuel auf dem Marktplatz von Latakamhan, ein schmucker Jüngling in leuchtend weißem Gewand, das Haar gesalbt mit Oel, und läutet den Gong. Und so Sonntag für Sonntag. Zuerst kommen nur wenige und hören ihm zu, dann kommen alle, auch seine Feinde. Die Ersten, die getauft werden, sind seine Eltern, sein Freund Budhu und dessen junge Frau sowie ein kleiner zugezogener Hütejunge. Das sind die Ersten. Heute ist das ganze Dorf christlich. Die von den Römern erhaltene Summe hat Samuel bald zusammengebracht, zurückerstattet und damit sein Heimatdorf losgekauft. Später ist in Latakamhan eine große, steinerne Kapelle eingeweiht worden, die sich die Dorfleute selbst erbaut haben. Die alte reichte längst nicht mehr zu. Samuel aber wacht noch heute mit Ernst und Treue über der Dorfgemeinde, ihrem Glaubensleben und ihrem Wandel als ein lebendiges Zeichen dafür, daß Gott auch aus den Kharyas neue Menschen machen kann.

Kompromißloses Christentum .

Auf seiner letzten Visitationsreise durch das Goßnersche Missionsfeld kam Missionspräses Lic. Stosch auch auf die Hauptstation Takarma. Dort hatte er eine Begegnung, die beispielhaft zeigt, welche eine innere Widerstandskraft unseren Christen trotz aller Not und Versuchung zu eigen ist. Er erzählt folgendes:

Unter denen, die ich in Tarkarma ^awidersah, war auch mein ehemaliger Schüler Masi=prakasch aus Hatmanda. Er war mit Frau und Kindern zum Empfang auf die Station gekommen. Sein Großvater war heidnischer Priester gewesen, hatte den "Geistern" geopfert. Der Vater war Christ geworden. Als Masi=prakasch ein Junge von 16 Jahren war, hatte ihn sein Großvater rufen lassen und ihm gesagt: "Du bist der Erbe der großen Priesterpfünde, des Pahanibesitzes. Wenn Du wieder Heide wirst und den Opferdienst für das Dorf übernimmst, wirst Du alle Tage gut zu essen haben; wenn Du es nicht tust, wirst Du ~~alle~~ hungern müssen." Der Junge antwortete: "Alle, die den Götzen dienen, müssen zuschanden werden - und blieb Christ. Er sah es auch mit an, wie er wirklich den großen Besitz verlor und nur ein kleines Stück Feld behielt, das Privatbesitz seiner Familie war. Das Pahanifeld wurde dem zugesprochen, der den Opferdienst übernommen hatte. ~~Vor~~ ^{Später} ~~kürzen~~ ist die Sache gerichtlich entschieden worden. Das Gericht wollte dem Mann gern helfen und machte einen Vorschlag zur Güte: "Stellen Sie doch irgend einen Heiden zum Opfern an, und bezahlen Sie ihm ein kleines Gehalt dafür, wenn Sie als Christ das Opfer nicht übernehmen können. Dann halten Sie wenigstens Ihren Besitz." - Welche Versuchung! Masi=prakasch antwortete, das käme nicht in Frage, Götzendienst sei für einen Christen die schwerste Sünde; wenn er andere dazu veranlasse, so halte er das für doppelt so schlimm, als wenn er es selbst täte. So geht der Mann nun willig den Weg der Armut, um seines Gewissens willen.

Stosch

C h r i s t = H a r d u g a n .

Ein getaufter Christ ist nicht mehr Herr über sein Leben, in der Taufe ist diese Herrschaft abgetreten an einen anderen, an den, der uns teuer erkauft hat, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem Leben. Das ist der Sinn der Taufe. Sie ist, vom Menschen aus gesehen, Übergabe des Lebens an den Dreieinigten Gott; sie ist, von Gott aus gesehen, die Besitzergreifung des Menschen durch Gott.

"Christ=Hardugan": so lautet ein Rufname auf unserem Missionsfelde, den die christlichen Mundas gern ihren Jungens geben. Wer wohl diesen Namen erfunden hat! Jedenfalls einer, der gewußt hat, was Christsein bedeutet, und der verstanden hat, diesen Gedanken in der Mundarisprache fein zum Ausdruck zu bringen. Es ist Brauch im Lande der Mundas, wenn ein Leopard oder sonst ein Raubtier eine Ziege raubt und irgend jemand dem Raubtier seine Beute wieder entreißt, daß dann das befreite Tier nicht mehr seinem früheren Besitzer, sondern seinem Befreier gehört. Der Befreier geht mit der Ziege zu dem früheren Besitzer und sagt das eine Wort: Hardugan. Das bedeutet auf Mundari: Ich habe das Tier befreit, und jetzt gehört es mir! Christ=Hardugan: Christus hat dich befreit und darum gehörst du ihm. Jedes Leben ist vergeudet, das nur sich selber dient, es ist dem Dienste seines rechtmäßigen Besitzers entzogen. Lasset uns werden, was wir sind- Menschen, die durch die Taufe Gott gehören und zu Seinem Dienst berufen sind, Menschen, die die Augen offen haben für Gottes große Aufgaben in der Welt, in der Christenheit sowohl wie in der Heidenwelt.

Storch

Zwei Jahre sind es her, daß ich den Santal=Bauer mit seiner Frau und seinem einzigen Sohn taufen durfte. Das war ein großes Ereignis; denn bis auf den heutigen Tag ist es ^{sehr} schwer für einen Santal, Christ zu werden. Der Stamm wacht eifrig über jedes Glied. Ein toter Stammesgenosse ist ihm lieber als ein Christ! Bonsingh war sich all dessen bewußt, als er sich trotz des Widerstandes seiner Stammesbrüder taufen ließ.

Was hatte den Mann dazu bewogen, Weib und Kind, Haus und Hof, Acker, Vieh und sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen? Das ist immer die Frage, die wir uns selber und den Taufbewerbern stellen.

Der Übertritt vom Heidentum zum Christentum war nicht eine kurzfristige Angelegenheit. Viele Jahre hat Bonsingh gerungen. Nachdem er sechsmal geheiratet hatte und ihm jedesmal Frau und Söhne gestorben waren, kam er zu der Erkenntnis, daß in seinem Leben etwas nicht in Ordnung wäre. Er hatte auf dem Basar Gottes Wort gehört; aber seine Stammesbrüder drohten, daß sie ihm sein Haus über dem Kopf anstecken würden, falls er sich taufen ließe. Als ihm dann der Sohn, sein Erbe, zugleich mit seiner sechsten Frau gestorben war, faßte er den Entschluß, noch einmal zu heiraten und Christ zu werden. Bonsingh war schon recht alt, und doch schenkte ihm Gott mit seiner siebenten Frau noch einen Sohn. Seine Freude war groß.

Im Verborgenen war er ein Christ. Er betete zu Christus und hielt sich auch zu den Christen. In seinem Haus wurden den Geistern keine Opfer mehr gebracht. Er nahm auch nicht mehr an den Opferfesten seines Dorfes teil. Das erweckte Mißtrauen bei seinen Stammesbrüdern; doch da er nicht öffentlich die Gemeinschaft gebrochen hatte, duldete man ihn.

Dann kam aber der Tag, an dem Bonsingh öffentlich zum Christentum übertrat. Er teilte seinen Dorfgenossen mit, daß er sich in seinem Haus mit seiner Familie taufen lassen würde. Eine Empörung brach in dem Dorf aus. Sein eigener Bruder, der Dorfpriester war, drohte ihm mit Mord und Brand. Doch nichts konnte Bonsingh von seinem Entschluß abhalten. Er wurde mit seiner Familie getauft und erwählte für sich den Namen Christ-otong, d.h. Christi Nachfolger. Damit bekannte er, wem er angehörte und wer ihn führte. Seine Namenswahl war ein Bekenntnis, das er mit dem Tode besiegeln sollte.

Zuerst wagte man Christ-otong nicht anzugreifen. Allerdings erschwerte man ihm das Leben hier und dort. Man hatte ihn auch aus der Stammesgemeinschaft ausgestoßen. Keiner nahm von ihm ein Glas Wasser oder gab ihm eins. Es setzte sich auch keiner mehr zu ihm auf eine Matte. Christ-otang war für den Stamm tot. Er ertrug aber alles mit Geduld und Liebe. Nie kam ein Wort des Zorns oder des Hasses über seine Lippen.

Lippen. Er war ein echter Nachfolger seines Herrn geworden. Das blieb nicht ohne Wirkung. Eine nichtchristliche Santalfamilie schloß sich ihm an.

Aber die scharfen Augen des großen Bruders, des Dorfpriesters, wachten im Verborgenen. Er hatte Zeit und konnte auf die Gelegenheit warten, um im Namen des Stammes die Strafe zu vollziehen.

Die Ernte im letzten Jahr war gut gewesen. Im Haus standen die Vorratskörbe mit Reis gefüllt bis oben hin. Das sollte wohl reichen bis zur nächsten Ernte. Der Sohn wuchs heran, die Frau war gesund und fleißig. Christ-otong hatte viel zu danken und zu loben. Er zog seine Straße fröhlich.

Bäume, die einzeln auf den Feldern stehen, werden besonders vom Wind gepackt und kräftig gerüttelt. Und je höher die Krone sich hebt, um so mehr wird sie vom Sturm ergriffen. So erging es auch Christ-otong. Er war ein Christ unter vielen Nichtchristen und wurde ein Angriffspunkt für die ganze Dorfgemeinschaft. Eines Tages kam er mit seiner Familie vom Markt zurück. Als er sich dem Dorfe näherte, sah er Rauch aufsteigen. Er beschleunigte seine Schritte und mußte mit Schrecken feststellen: mein Haus brennt. Jetzt lief er. Er wollte retten, was zu retten war. Er dachte an seinen Reislivorrat, er dachte an sein Vieh, das er angebunden zurückgelassen hatte.

Aber es war zu spät. Christ-otong stand keuchend vor einem Haufen Asche. Nichts war ihm geblieben. Wo sollte er nun wohnen, was essen, womit arbeiten? Alles war dahin. Mit einem Schlage war er der ärmste Mann des Dorfes geworden. Kein Haus, keinen Reis, kein Zugvieh! Wie sollte er ein neues Leben beginnen? Die Hände zitterten ihm, die Lippen zuckten, und aus seinen Augen flossen Tränen. Er war doch nicht der Jüngste mehr, um noch einmal neu anfangen zu können. Müde setzte er sich auf einen Stein und starrte in die vergehende Glut.

Christ-otong wußte, warum dieses alles geschehen war. "Nur weil ich Christ bin, darum hat man mich zum armen Mann gemacht," so ging es ihm durch den Sinn; aber auch jetzt stieg kein Groll gegen die Brüder in seinem Herzen auf. Er wußte, daß er als Nachfolger Christi nicht mehr als sein Meister sein konnte und so mit ihm das Leid zu tragen hatte. Dieses Leid, so schwer es auch war, erschütterte seine Liebe und seinen Glauben an Christum nicht. Christ-otang blieb treu.

In seinem Dorf konnte er nicht bleiben. Er mußte für seine Frau und für seinen Sohn sorgen. So stand er auf und zog mit seiner Familie durch den dunkelnden Wald zu dem Christendorf, das sieben Kilometer von seinem Dorf entfernt war. Der Katechist Manohar schlief schon in seiner Hütte. Als er durch das Rufen geweckt wurde und die Stimme von Christ-otang erkannte, ahnte er nichts Gutes. Er zündete die kleine

Lampe an und öffnete die Tür. Vor ihm standen die drei Christen, die ersten, die er für die Taufe vorbereiten durfte.

Nachbarn hörten von dem Besuch in später Nacht und kamen, um zu hören, was geschehen war. Bis in den frühen Morgen hinein saß der Katechist mit den Ältesten und Christ-otong zusammen. Als die Sonne ihre ersten Strahlen wieder über die Erde breitete, war ein Plan zur Hilfe aufgestellt. Christ-otong ahnte nicht, wie alles werden würde.

Manohar machte sich auf den Weg nach Jamshedpur und berichtete dem Sekretär der Singhbhum-Synode von der Not, die über Christ-otong gekommen war. Der Gemeinderat von Jamshedpur wurde zusammengerufen. Er beschloß: Wir als die Christengemeinde werden Christ-otong ein neues Haus bauen, wir werden ihm ein Geldgeschenk machen, damit er sich neue Ochsen kaufen kann, um seine Felder zu bestellen; wir werden seine Familie solange unterhalten, bis sie wieder von den Früchten des eigenen Feldes leben kann. An einem festgesetzten Tag sollte die Synode auf dem abgebrannten Grundstück von Christ-otong tagen.

So kam es auch. Die ganze Gemeinde Jamshedpur hatte in vorbildlicher Weise geopfert. Mit reichen Gaben zogen ~~viele~~ Gemeindeglieder nach Matigara. Fast 100 Christen hatten sich dort eingefunden, um dem armen Bruder zu helfen. Wie strahlten die Augen von Christ-otong, als er die Brüder sah, die sich seiner und seiner Familie angenommen hatten. Er bekannte: "Durch mein Christwerden habe ich meine Stammesbrüder verloren, aber Gott hat mir mehr Brüder wiedergegeben, als ich verloren habe." Die Hilfsbereitschaft der christlichen Brüder machte auf die heidnischen Santals einen gewaltigen Eindruck. So etwas hatten sie nicht für möglich gehalten. Eine neue Welt war plötzlich vor ihnen aufgegangen.

In wenigen Tagen stand das neue Haus fertig da. Christ-otong konnte mit seiner Familie einziehen. Mit den geschenkten Ochsen konnte er die Feldarbeit wieder beginnen. Sein Herz war von Lob und Dank erfüllt.

Es schien so, als ob sich alles wieder beruhigt hätte. Doch diese Hilfe war den Nichtchristen ein Dorn im Auge. Man suchte neue Wege, um Christ-otong zu schaden. Der eigene Bruder, der Zauberpriester, wartete auf den Augenblick, in dem er im Namen des Stammes das Urteil über den abgefallenen Bruder fällen konnte.

Es hatte tüchtig geregnet. Das Wasser stand hoch in den Reisfeldern. Die Zeit zum Pflügen war günstig. Christ-otong arbeitete mit seinen Ochsen auf dem Felde. Alle Arbeit geschah in der Hoffnung auf ^{eine} neue Ernte. Knieltief zogen die Ochsen den Pflug durch den Schlamm. Pflüger und Zugtiere waren von oben bis unten mit nasser Erde bespritzt. Nach getaner Arbeit zog Christ-otong mit seinem Gespann zum Fluß, um sich

und

und die Ochsen zu baden. Am Ufer im Gebüsch lag Christ-otongs Todfeind auf der Lauer, um den leiblichen Bruder unvermutet in die Tiefe des dahinstürzenden Flusses zu stoßen. Wie eine Katze sprang er von hinten auf den Nichtsahnenden und gab ihm einen tödlichen Stoß. Christ-otong verlor den Halt und stürzte in den Fluß. Die Wellen rissen ihn fort und zogen ihn in die Tiefe eines Strudels hinein-mitten zwischen den Steinfelsen. Dort hat Christ-otong seinen Tod gefunden. Bis heute hat man seine Leiche nicht bergen können. Die Polizei kam, es wurden Verhöre angestellt, doch nichts kam ans Tageslicht.

Die Christengemeinde selbst ist nicht gewillt, hier schärfer vorzugehen. Sie weiß, daß sie in der Welt durch Leiden zum Zeugnis für Jesus Christus berufen ist.

Wie schwer uns auch der Tod von Christ-otong getroffen haben mag, so preisen wir doch Gott, daß er auch heute noch in unserer Mitte Martyrer erweckt, die der Same der Kirche sind.

Bornträger

betr. Bericht von Pastor Schultz, Ranchi :

" Die Goßnerkirche von Chota Nagpur und Assam 1953 "

Abschriften gesandt an :

P. Symanowski, Mainz - 12.6.

P. Augustat,	}	-	7.7.53
P. Berg			
P. Bethge			
Propst Böhm			
KR Drescher			
Präs. Möller			
OPfr. Richter-Reichhelm			
Präs. Stosch			
Pfr. Otto			

Prof. Dr. Freytag, Hamburg
Pfr. Prehn, Herzberg

14.7.53
16.7.

hm

Gossner Mission
*Original an Chef f. Reise Bethel
18/7. hm*

Die Gossnerkirche von Chota Nagpur und Assam 1953.

So gewiss die Kennzeichen der Kirche die Verkündigung des Wortes Gottes und die rechte Verwaltung der Sakramente sind, so gewiss ist die Gossnerkirche eine Kirche. Denn in ihr wird heute das Evangelium von Christus gepredigt, und die Sakramente der Taufe und des Abendmahls werden schriftgemäss gefeiert. Das geschieht, auch ohne dass die Missionare einen bestimmenden Einfluss auf das Leben der Kirche haben. Unsere indischen Brüder halten von sich aus an einer christozentrischen Predigt fest, allen ist der Satz von der Rechtfertigung aus dem Glauben der Anfang und das Ende ihres theologischen Wissens. Sie verstehen und feiern die Taufe als die Gabe des Reiches Gottes an uns. Das Abendmahl ist ihnen die Gemeinschaft mit Jesus Christus und vermittelt ihnen die Vergebung der Sünde im Glauben. Sie haben einige christliche Sitten entwickelt oder festgehalten, die schöner sind als die Sitten ihrer europäischen Mutterkirchen. So sammeln sie z. B. die Kollekte mitten im Gottesdienst ein und bringen sie vor der ganzen Gemeinde Gott zum Opfer. Und wer von schwerer Krankheit genesen ist, fordert die ganze Gemeinde auf, mit ihm zusammen öffentlich und im Gottesdienst Gott Dank zu sagen. In der Liturgie ist für dieses Stück ein besonderer Platz gegeben, und so singt denn der Genesene mit seinen Angehörigen und Freunden vor dem Altar und die ganze Gemeinde stehend mit ihm einige Dankesverse, und schliesst sich mit ihm im Gebet zusammen. Wer all dies als Abgesandter der Mutterkirche beobachtet, kann nur dankbar dafür sein, dass Gott uns an der Errichtung dieser Kirche mit hat arbeiten lassen. Und wenn er sich all der Fehler und Schwächen erinnert, die sicher auch die Arbeit der Missionare verdunkelt haben, weiss er um so besser, dass Gott durch Seinen Geist Seine Kirche baut, wo und wie er will. Und das wird ihm zum Trost.

YDenn auch die Gossnerkirche gehört zu der Kirche, die wir nicht sehen, an die wir aber glauben. Wir glauben, dass Gott sie erbaut hat, und dass der Herr Christus sie regiert, obwohl wir die Fehler der Menschen und die Schwäche ihrer Organisation und ihrer Arbeit klar vor Augen haben. Wenn wir jetzt von diesen Fehlern und Schwächen reden, soll es dazu dienen, Das Lob Gottes um so klarer zu bezeugen, und um Sein gnädiges Handeln um so deutlicher hervortreten zu lassen.

Die Predigt in der Gossnerkirche ist christozentrisch. Aber sehr oft, ja meistens bleibt diese Christusverkündigung formelhaft. Das liegt wohl daran, dass diese Predigten auf das Grosse und Ganze gesehen nicht textgebunden sind. Der Text wird verlesen, der Prediger geht in ein paar Sätzen auf ihn ein, um dann an ein Stichwort anknüpfend in immer genau drei Teilen seine eigenen Gedanken zu entwickeln. Schniewins nannte diesen Typ: Rollfeldpredigten, in denen der Text das Rollfeld abgibt, das nur dazu dient, es möglichst schnell zu verlassen, um sich dann dem freien Spiel der eigenen Gedanken hinzugeben. Auch Themapredigten können biblisch sein. Aber in dieser " jungen Kirche " zeigen sich auch alle ihre Gefahren. Da es sich um Themen handelt, die der Prediger glaubt im Kopf zu haben, bereitet er sich kaum vor. Die genaue Exegese des biblischen Textes ist ja kein wesentlicher Bestandteil seiner Ausführungen. Ich weiss in der ganzen Kirche nur von zwei oder drei Pastoren, die bei der Vorbereitung mehr oder weniger regelmässig von ihrem griechischen Neuen Testament und ihren griechischen Kenntnissen Gebrauch machen. Ohne exegetische Vorbereitung haben sich aber die Themen sehr schnell erschöpft, und so hören denn die Gemeinden von ihren Pastoren und Kato-

cheten praktisch Sonntag für Sonntag dieselben Predigten. Die ganze Gemeinde weiss schon am Anfang, wie es am Ende ausgehen wird. Wenn die Kirchen trotzdem noch immer gefüllt sind, liegt es daran, dass niemand ein Fernbleiben vom Gottesdienst glaubt riskieren zu können - um der Anderen willen, und um des möglichen göttlichen Zornes willen. Die Jugend, besonders in den zur Kritik erziehenden Städten, reagiert aber schon anders: auch sie kommen noch, verlassen aber ungeniert das Haus, wenn es ihnen zu langweilig wird. In Ranchi ist während des Gottesdienstes ein ständiges Gehen. Gelegentliche schüchterne Kritik von Nicht-Pastoren wird von den Kritisierten als Einmischung in ein fremdes Amt angesehen und entsprechend überschrien oder mit Androhung von Kirchenzuchtmassnahmen zum Schweigen gebracht.

Aus dem Gesagten wird schon deutlich geworden sein, dass Theologie und theologische Arbeit in dieser Kirche kaum eine Rolle spielen. Man begnügt sich im Allgemeinen mit zwei oder drei theologischen Sätzen - und diese sind dann ebenso formelhaft wie die christologischen Zentralaussagen am Eingang der Predigten -, um sich einigermaßen gegen andere Kirchen und Konfessionen abzugrenzen, besonders gegen die Römische Kirche, gegen die Anglikaner und die Baptisten, die in unserem Gebiet praktisch allein in Frage kommen. Es ist darum reichlich problematisch, wenn sich diese Kirche lutherisch nennt. Die Arbeit Luthers ist praktisch unbekannt und ungenannt und die lutherischen Bekenntnisse spielen einfach keine Rolle, weil sie niemand kennt. Durch diesen Mangel an Theologie ist aber auch jede echte Begegnung mit den anderen Kirchen in Indien, jede echte Zusammenarbeit und jede echte Angrenzung unmöglich; im Grunde genommen auch jeder andere echte ökumenische Kontakt, der über nominelle Teilnahme an Konferenzen hinausgeht. Es gibt aufmerksame Beobachter, welche die berühmte südindische Union auf diesem typischen Mangel an Theologie eher gegründet sehen als auf einer Gemeinschaft von Leuten, die trotz ihrer verschiedenen theologischen Ausgangspunkte zusammenarbeiten wollen. - Die Kirche hat noch nicht einmal den kirchengeschichtlichen ersten Schritt in Richtung auf die Bildung einer Theologie getan: sie hat noch keine Apologie und Polemik gegen das umgebende Heidentum entwickelt. Hier begnügt man sich mit der Wiederholung einiger Redewendungen aus der Zeit der Missionare und diese drücken eher die Überlegenheit der europäischen Aufklärung über den finsternen asiatischen Aberglauben als eine theologische Selbstbesinnung aus. Solch Mangel kann aber auch eigentlich gar nicht überraschen. Die Pastoren studieren keine Bücher. Sie können es garnicht, weil sie kaum englisch können; und in Hindi gibt es einfach noch keine theologische Literatur, die diesen Namen verdient. Sie könnten sich auch wohl gar keine Bücher leisten, weil sie viel zu arm sind. Die Kirche unternimmt aber auch nichts, um diesen gefährlichen Mangel abzuheilen. Bei gelegentlichen Pfarrkonventen oder der Mahasabha denkt man kaum daran, theologisch zu arbeiten, und die Pastorenkurse, die es einmal gab, sind eingestellt worden, weil dafür kein Geld zu finden war. Es gibt seit Jahren keine Ausbildungsstätte für Katechisten mehr. Auch wegen des Geldmangels. Darum stellt man neue Katechisten einfach ohne Ausbildung ein. Diese Katechisten tragen aber die Hauptlast der Gemeindearbeit und der wirklichen Missionsarbeit. Die Pastoren spielen eher die Rolle von Superintendents kleiner Kirchenkreise. Selbst dort also, wo eine bescheidene theologische Arbeit möglich wäre, spart die Kirche zugunsten anderer Unternehmungen. Auch das theologische Seminar erhält viel zu wenig Geld, als dass damit ein ordentlicher Betrieb durchgeführt werden könnte. Wenn wir nicht den Mut hätten, manchmal einfach Schulden zu machen und das C.C. vor vollendete Tatsachen zu stellen, hätten wir in den zwei Jahren meiner Tätigkeit dort schon mehr als ein Mal schliessen müssen. Ohnehin müssen wir die Ferien aus Geldmangel fast immer ungebührlich verlängern.

Zu dieser Mangelerscheinung gehört, dass so gut wie gar kein Verhältnis zum Alten Testament besteht. Es wird nie über alttestamentliche Texte gepredigt, überhaupt sind nur ein paar Texte aus den Geschichtsbüchern und aus den Psalmen wirklich bekannt. Aber auch diese Texte werden natürlich nicht interpretiert, sondern gelegentlich nur als Beispiele für christlichen Lebenswandel angeboten oder als Ausdruck einer gewissen Lebensstimmung in gewissen Situationen liturgisch verwandt. Die Verkündigung der Kirche ist ohne wirklichen Kontakt mit dem A.T. Vielleicht ist sie deshalb oft so blutleer, uninteressant und beziehungslos.

Neben der Exegese der Schrift, für die eine anständige theologische Arbeit vorbereitet, hat die kirchliche Verkündigung noch eine zweite Voraussetzung: den seelsorgerlichen Bezug, der Gottes Wort und Tat dem gegenwärtigen Hörer zuspricht und Gottes Anspruch an ihn in deutlicher Weisung erhebt. Auch hier zeigt sich in der Gossnerkirche oft ein gefährlicher Mangel. Es kommt nur sehr selten zur Tröstung und zur Ermahnung, nicht einmal zu deren kläglichem Ersatz: der Situationsanalyse oder den "moralischen Schwänzchen". Es hat bei allgemeinen Zielangaben wie "Liebe üben", "Vergeben" u. dgl. sein Bewenden, und dem Hörer wird nicht geholfen, indem ihm gesagt wird, was das Wort Gottes für ihn hier und heute bedeutet. So ist es denn kein Wunder, dass bei einer so schwächlichen Verkündigung des Wortes Gottes die notwendige Antwort ebenso schwächlich ausfällt - es gibt in dieser Kirche kaum eine christliche Ethik. Natürlich ist diese Kirche nicht ohne gewisse ethische Anweisungen und Regeln. Aber diese stehen in gar keinem Zusammenhang mit den geschriebenen oder gepredigten Wort. Sie sind nicht aus der Interpretation der Schrift gewonnen. Es kommt nahezu niemand auf den Gedanken, bei praktischen Entscheidungen die Schrift zu befragen. Das tägliche Leben der Christen spielt sich gewissermaßen ausserhalb und neben den Taten Gottes und ihrer Bezeugung ab. Als Wirkungsbereich christlichen Verhaltens wird lediglich die in der Kirche organisierte Lebens- und Volksgemeinschaft angesehen. Ethische Autorität ist darum das G.C., d.h. praktisch die persönlichen Entscheidungen des Präsidenten und der einzelnen Pfarrer. Ihre Waffe ist die Exkommunikation, welche die Pfarrer allein aussprechen, nachdem sie dem Gemeindefürsorge ihren Plan vorgetragen haben. Sie sind hierbei an keine Weisungen des Kirchenrates gebunden. Der beliebteste terminus des Präsidenten und der Pastoren in diesem Zusammenhang ist: "Disziplin". Die Exkommunikation ist eine Waffe zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Disziplin. Wenn sie bei Zauberei und Götzendienst und erwiesenem Ehebruch oder Hurerei angewandt wird, könnte man noch von einer geistlichen Handhabung einer solchen schweren Entscheidung sprechen. Doch ist schon die kirchliche Strafe für Hurerei eine reichlich problematische Angelegenheit. Denn auch in der heidnischen Dorfgemeinschaft wird hier ganz rigoros auf Ordnung gesehen, um den Bestand der Familiengemeinschaft (Clan) und des Stammes zu schützen. Auch die Heiden stoßen also Ehebrecher rücksichtslos aus der Stammes- und Dorfgemeinschaft aus. Das ist aber bei der indischen sozialen Ordnung ein Todesurteil. Ein Mensch ohne Stamm (oder bei den Hindus: ohne Kaste) kann nicht leben, weil er nun vogelfrei ist, keine Arbeit mehr findet, nirgends mehr aufgenommen wird. Er kann höchstens noch ein Räuber werden. Für den Christen ist nun die Gemeinschaft der Kirche an die Stelle des Stammes oder der Kaste getreten. Mit seinem Christ-Werden ist er aus der sozialen Gemeinschaft des Stammes ausgeschieden; aber die Kirche ist seine neue Heimat, sein neuer Stamm, seine neue Kaste geworden. Für viele der heutigen Konvertiten bedeutet die Taufe den Eintritt in eine neue höhere Kaste. Darum kommt die Exkommunikation - wenigstens gegenwärtig - beinahe noch einem Todesurteil gleich. Darum tut

aber auch jeder Exkommunizierte zum frühest möglichen Termin öffentlich Busse und vertraut dabei darauf, dass es ja nun glücklicherweise die Pflicht der Christen ist, zu vergeben. Darum liegt jedem die Bitte um Vergebung der Schuld sehr leicht auf der Zunge, aber darum ist sie auch ethisch gesehen sehr billig. Weder der sie erbittet, noch der sie hört, nimmt sie geistlich allzu ernst. Sie ist zu einem formalen, fast schon heidnisch-kultischen Akt erniedrigt worden. Dieser ganze Sachverhalt zeigt aber auch, welche Macht in den Händen der Pfarrer liegt. Sie sind gewissermassen die Funktionäre einer Kaste. - Da es sich nun aber eher um Stammesdisziplin als um christliche Ethik handelt, wird die Exkommunikation auch angewandt, wenn es sich kaum oder garnicht um ethische Fragen handelt. So ist es z. B. gang und gäbe, dass ein Pfarrer ein ganzes Dorf oder ganze Kirchenkreise exkommuniziert, wenn seine Opponenten an einer Verlobung festhalten, die er selber nicht billigt. In diesem Falle ist die Exkommunikation nicht so lebensgefährlich, weil ja die Gemeinschaft dieser Exkommunizierten gewissermassen eine neue Kaste bildet, in der man sich gegenseitig unterstützt. Darum dauern solche Massensexkommunikationen manchmal jahrelang. Es spricht aber auch für die Liebe zu Gottes Wort und zur Gemeinschaft der christlichen Gemeinde, dass solche Fälle bisher noch immer wieder bereinigt werden konnten und die Ausgeschlossenen zurückkehren wollten. Manchmal haben sie schon eigene christliche Gemeinden organisiert gehabt oder mit dem Anschluss an andere Kirchen gedroht - ein Zeichen, dass auch sie nicht ganz ohne Druckmittel in diesem Machtkampf zwischen Pfarrer und Gemeinden sind. Streitigkeiten um Ländereien zwischen der Kirche und ganzen Gemeinden sind ein weiterer beliebter Anlass, hier mit der Exkommunikation den Willen der Kirche durchzusetzen. Bei dem typisch indischen Mangel an Voraussicht werken die Machthaber garnicht, dass sie durch den übermässigen Gebrauch der Exkommunikation diese Waffe selbst abstumpfen. Sie haben auch noch nicht gesehen, dass in den Städten, namentlich in den modernen Industriestädten wie Jamshedpur, eine Generation heranwächst, die getrost auch ohne Verbindung mit ihrem Stamm, ihrer Kirche oder ihrer Kaste leben kann, weil die Gemeinschaft der arbeitenden Klasse ihre neue Lebensgemeinschaft geworden ist, die sie trägt und ihnen Heimat gibt. Da reicht die Disziplinargewalt des kirchlichen Funktionärs nicht mehr hin. Aber das hat er noch nicht gesehen, und davon lässt er sich bis jetzt auch noch nicht überzeugen.

Zu diesem Bilde passt, dass andere Bereiche der Ethik für die Disziplin der Kirche geradezu uninteressant sind. Ein überführter Mörder oder Dieb oder Lügner wird nicht exkommuniziert, auch wenn er sich weigert, Busse zu tun. Nur in ganz seltenen Fällen wird der Versuch gemacht, ihn geistlich zu beraten. Mit ihm fertig zu werden, wird getrost dem Staat überlassen. Bestechung und pfiffige Lügen ("Diplomatie" oder "statemanship" genannt) sind noch immer so sehr Bestandteile des indischen täglichen Lebens, dass selbst ein Pastor damit nicht besonders unangenehm auffällt. Niemand denkt daran, einen solchen Antsträger etwa zu ersetzen oder ihn wenigstens das Recht, eine Exkommunikation auszusprechen, zu nehmen. Entsprechend verbreitet ist eine verheerend laxe Behandlung kirchlicher Gelder. Fast jeder ist überzeugt, dass nicht alle Kollektengelder ihren Zweck auch wirklich zugeführt werden. Hier setzt sich erst ganz allmählich eine genauere Überwachung durch, weil bei solchen Missbrauch naturgemäss die Kollekten sehr nachlassen. Das unerhört grosszügige aber unkritische Geben und Spenden der amerikanischen Freunde ist für diese heilsame Entwicklung eher ein Hindernis als eine Förderung. Sie verleiten mit ihrer Grosszügigkeit geradezu zum Missbrauch. Ohne ihre Hilfe wäre die Kirche finanziell schon viel früher am Ende gewesen - und damit am Anfang

eines neuen Finanzgebahrens, vielleicht auch einer neuen Moral.

Die Ethik der Gossnerkirche ist also nicht gesetzlich, sie ist keine Irrlehre. Sie ist aber auch keineswegs biblisch oder christlich, sondern eher die neue Sitte eines neuen Stammes oder einer neuen Kaste. Man weiss gar nicht, dass das Wort Gottes nach einer Antwort verlangt, sondern ist nur bemüht, den Bestand der organisierten Kirche nach Möglichkeit zu erhalten und folgt dabei den Erfahrungen, die man aus dem Leben des eigenen Stammes gewonnen hat. Hier liegt auch der Grund, warum die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volksstamm noch heute eine so grosse Rolle spielt. Wir finden in der Gossnerkirche Angehörige von mindestens 6 Stämmen; allerdings sind nur 4 in nennenswerter Zahl vertreten: Mundas, Uraons, Kharias und Hos. Unter ihnen sind die Uraons wiederum von besonderer Art. Die anderen sind in Sprache, Sitte und Volkstum mit einander nahe verwandt. Die Uraons kommen auch historisch aus einer völlig anderen Ecke. Sie sind geistig erheblich beweglicher, moralisch aber auch anfälliger als die anderen. Da nun nicht das Wort Gottes, sondern nur einigermassen revidierte alte Stammessitten das Leben der Kirche und des Einzelnen leiten, kann es nicht zu einer wirklichen kirchlichen Einheit in dieser Kirche kommen. Angehörige verschiedener Stämme sind sich nach wie vor denkbar fremd, ja - sie bekämpfen sich, wie sie es immer getan haben, und wachen eifersüchtig darüber, dass das Übergewicht des einen Stammes über den anderen in der Kirche nicht zu gross werde. Darunter leidet natürlich die ganze kirchliche Arbeit und Organisation. Darunter leidet auch die vornehmste Tätigkeit einer Kirche, ihre missionarische Arbeit. In der Mission kann eine Kirche ihre schönste Antwort auf die Botschaft vom Reiche Gottes geben, indem sie mit ihrem Herrn zusammen nun an dieselbe Arbeit geht. Die Gossnerkirche hat gegenwärtig eine nicht erfolgreiche Mission in Surguja, einer Landschaft, die im Westen an das Gebiet der Kirche anschliesst. In diesen neuen Missionsgebiet wohnen aber nur Uraon; und auch nur die Uraon-Christen sind folglich an dieser Arbeit interessiert. Ihnen geht es dabei nicht so sehr um die Ausbreitung der Herrschaft Christi als um die Vergrösserung des Anteils der Uraons in der Kirche. Sie leiden schon seit langer Zeit darunter, dass es wohl über hunderttausend Mundachristen, aber nur sechzigtausend christliche Uraons gibt. Um für diese Arbeit genügend Arbeiter zu bekommen, machen die christlichen Uraons also eine Propaganda, die eindeutig auf nationalistischem - vielleicht sollte man mit einem hier viel gebrauchten Wort "communalism" sagen: die eindeutig auf kommunistischen Wegen geht. Ich habe Berichte, nach denen die "Missionare" in Surguja mehr von der Notwendigkeit der Sammlung aller Uraons als vom Tod und Auferstehung unseres Herrn predigen. Natürlich gibt es hier aus Ausnahmen. Es ist ganz selbstverständlich, dass es bei einem solchen Vorgehen zu ernsthaften Zerwürfnissen mit anderen Kirchen kommt, die auch in Surguja Mission treiben, ja sogar mit der indischen, lutherischen Missionsgesellschaft, an der alle indischen lutherischen Kirchen beteiligt sind. Den Gossner-Missionaren geht es darum, die Gossnerkirche auszubreiten und mehr Uraons in die Gossnerkirche hineinzuziehen. - Unter diesem Aspekt wird auch die Arbeit des neu gebildeten Joint Mission Board leiden. Dessen Arbeit wird sich wesentlich in Gebieten abspielen, in denen Mundas und ihnen verwandte Stämme wohnen. Die Uraons in der Kirche sind unter diesen Verhältnissen daran garnicht so sehr interessiert, weil ein Erfolg dieser Arbeit das Zahlenverhältnis wieder zu ihren Ungunsten beeinflussen würde. Es ist nicht zu sehen, wie in absehbarer Zeit eine Missionsarbeit der Gesamtkirche zustandekommen könnte, solange nicht wirklich das Wort Gottes die Sitte der Kirche und das Leben der Christen bestimmt.

Allerdings haben die erwähnten Stämme eines gemeinsam: sie gehören zu den Ureinwohnern, den aboriginal tribes, oder - wie sie sich selbst

nennen - zu den "Adivassis". Sie alle zusammen haben eine eigene politische Partei gegründet und versuchen, innerhalb der indischen Union einen eigenen selbständigen Staat zu bilden. Sie sind überzeugt, dass sie bisher von den Hindus rigoros unterdrückt und aller Rechte und Chancen systematisch beraubt wurden. Sie buchen ihre Zurückgebliebenheit ganz auf das Konto dieser jahrhundertelangen Unterdrückung und Verfolgung. In diesen Ansichten finden sich alle Stämme, und hier sind sie sich auch in unserer Kirche einig. Es gibt ein wirklich gemeinsames Unternehmen der Kirche: die Schularbeit. Als 1919 die Selbständigkeit der Kirche ausgerufen wurde, bestand eine Hochschule; heute sind es vierzehn. Alles Geld, das die Kirche aufreiben kann, geht in die Arbeit. Die Katechisten können manchmal monatelang nicht bezahlt werden (die Pastoren zahlen sich ihr Gehalt meist regelmässig aus!), für Bücher und theologische Ausbildung und Arbeit ist nichts vorhanden, aber für die Schulen und Hochschulen wird jedes Opfer gebracht. Unsere Freunde sind der Überzeugung, dass die höhere Bildung die Adivassis aus ihre langen Knechtschaft befreien und dann auch alle anderen Probleme lösen werde - auch die kirchlichen Probleme und Schwächen. Jeder Versuch, sie hier zu etwas Zurückhaltung zu überzeugen, ist hoffnungslos zum Scheitern verurteilt. Dabei hat sich erwiesen, dass der Staat einen immer grösseren Einfluss auf diese Schulen nimmt. Religionsunterricht darf in ihnen nicht gegeben werden. Man ist genötigt, viele nichtchristliche Lehrer anzustellen. Der missionarische Erfolg bei nichtchristlichen Schülern ist gleich Null.

Bei dieser Einstellung der Adivassis, auch der christlichen, gegenüber den Hindus, nimmt es auch nicht Wunder, dass die Notwendigkeit einer missionarischen Arbeit an Nicht-Adivassis, d.h. also an Hindus und Mohammedanern, mit denen sie ja schliesslich in jeder Stadt und in vielen Dörfern zusammenleben garnicht in den Blick kommt. Unsere Brüder könnten sich eine Kirche, in der auch ehemalige Hindus sind, garnicht vorstellen. Sie befürchten - und dazu haben sie allen Grund - dass sie dann wieder - und diesmal nun auf kirchlicher Ebene - von den Hindus überrundet werden. Darum ist für sie auch der Gedanke einer Union aller lutherischen Kirchen Indiens nur schwer zu vollziehen. Sie fürchten, dass sie da neben den anderen Lutheranern, besonders Südindern, nur eine untergeordnete Rolle spielen können. Für viele von ihnen ist das Adivassi-Ideal, d.h. die Emanzipation und Trennung von allen anderen, zugleich das kirchliche Ideal.

Andere Unternehmungen der Kirche bestehen eigentlich nicht. Es gibt keine "innere Mission", da man ja überhaupt noch nicht gesehen hat, dass Gott eine Antwort auf sein Wort wünscht, und dass Er uns in die Mitarbeit ruft. Allerdings sorgt bisher auch das Funktionieren der alten sozialen Familienordnung dafür, dass niemand in irgend einer materiellen Not zu verzweifeln braucht. Noch hilft ein Glied des Clan dem anderen, und noch sind die Clans reich genug, den Wechselfällen des Lebens zu beggnen. Und bei Leuten, die nicht zum eigenen Stamm gehören, wird irgendwelche Not ja nicht

einmal wahrgenommen. Die Inder sind nicht egoistisch in Sinne eines individuellen Egoismus. Aber sie lieben ihre Familie und ihren Stamm über alles. Und sie sind immer noch der Überzeugung, dass die christliche "Liebe" in eben diesen Verhalten gegenüber den eigenen Stammesgenossen erfüllt sei. - Es gibt weiter so gut wie keine Jugendarbeit, auch keine Studentenarbeit. Für beides sind allerdings Organisationen vorhanden, die sich aber in der Aufrechterhaltung ihres organisatorischen Betriebes erschöpfen. Sie haben kein Ziel. Sie sind eigentlich nur da, damit gelegentlich ökumenische Tagungen beschickt werden können. D.h. sie existieren, weil es woanders so etwas gibt und man nicht zurückstehen möchte. Da die Elternhäuser in Grossen und Ganzen als Stätten christlicher Unterweisung ausfallen - man hält den normalen kirchlich - öffentlichen Betrieb für ausreichend -, wird für die Jugend so gut wie nichts getan. Denn Kindergottesdienst und Sonntagsschule kranken an denselben Schwächen wie Gottesdienst und kirchliches Leben. Man lässt nach Möglichkeit Alles von Pastor machen, weil man die Mitarbeit von Nicht-Pastoren geradezu fürchtet. Eine kirchliche Organisation, die derartig auf den Amtsträger und Kastenfunktionär gestellt ist, muss notwendigerweise laienfeindlich sein und wird sich hüten, etwa Jugendliche, Eltern oder andere Laien in irgendwelchen geistlichen Funktionen zuzulassen oder zu bestätigen.

Eine Ausnahme macht in diesem Zusammenhang nur die Frauenarbeit. Hier ist eine gewisse Regelmässigkeit zu beobachten. Die meisten Frauenkreise kommen im Allgemeinen wöchentlich einmal zu einer Andacht zusammen und stellen sich gelegentlich selbst Aufgaben innerhalb der Kirche wie Geldsammlung für einen Kirchenbau durch Veranstaltung eines Bazzars, Sticken von Altardecken, Schmücken der Kirche u. dgl. Es mag sein, dass hier der Wille der Frauen zur Emanzipation, wie er nun in ganz Indien zu beobachten ist, eine gewisse Rolle spielt. Zugleich haben sie den Vorteil, dass die altnodischere Hierarchie sie immer noch nicht ganz ernst nimmt und darum auch nicht fürchtet, sodass sie ohne zu ernste Behinderungen von oben etwas Eigenes tun können.

Gottes Wort ist also in dieser Kirche. Aber wie überall ist es verborgen unter menschlichen Unternehmungen, die ihm zeitweise sogar widerstreiten. Aber Gott hat verheissen und beweist es immer wieder, dass sein Wort nie leer zurückkommt. Darum glaube ich, dass auch die Gossnerkirche zur Kirche Jesu Christi gehört.

gez: G. Schultz.

Die Gossnerkirche in Indien.

"Ein Land, eine Regierung, eine Religion", das war der Ruf und die Hoffnung vieler hinduistischer Kreise, als Indien die Selbständigkeit erlangte. Selbst in den entlegenden Dörfern der Junglegebiete war diese Parole Tagessgespräch geworden. Die religiös-politisch gefärbte Presse sorgte dafür, daß solche und ähnliche Hoffnungen aufrecht erhalten wurden. "Die Zeit des Christentums in Indien ist vorüber, wir werden die Christen aus unserer Mitte entfernen, wie man eine Fliege aus der Milch entfernt", so schrieben die radikalen Hindus in ihren Zeitschriften in Ranchi. Man war bemüht, jede weitere Ausbreitung des Christentums zu unterbinden und dann auch die Christen entweder zu ihrem alten Glauben zurückzugewinnen oder aber ihnen den Weg in die hinduistische Religion zu ermöglichen. Reiche Hindus stifteten große Summen, um die Ausdehnung des Christentums auf die jetzt frei gewordenen Staaten zu verhindern. Ein hinduistischer Kaufmann in Ranchi stiftete allein eine Summe von Rs 100.000,- um den ehemaligen Staat Surguja vom Christentum abzuziegeln und die dortige Bevölkerung zu hinduisieren. Der Hinduismus schien erwacht zu sein und wollte die ihm anscheinend gebotene Gelegenheit im Frei Indien voll ausnutzen. Besondere Gesellschaften wurden gegründet, um die hinduistische Religion zu propagieren, Schulen wurden gegründet, um besonders den christlichen Schulen entgegenzuwirken und großzügige Stipendien den Kindern der rückständigen Klassen, sofern sie nicht Christen waren, zugesichert. Man ging in der Tat mit großem Kosten- und Kräfteaufwand ans Werk. Hindu Missionare durchzogen die Dörfer der Urbevölkerung oder wurden an zentralen Plätzen stationiert. Der Erfolg schien ihnen auch nicht ausbleiben. In Surguja ließen sich an einem Tage bis zu 500 Uras als Hindus eintragen und warteten der Erfüllung großer Versprechungen. Sie sollten von nun an mit den hinduistischen Dorfbesitzern auf gleicher Stufe stehen, da sie nun zur selben Religion gehörten.

Die Beteuerung der großen Liebe der Hindus gegenüber der rückständigen Bevölkerung war etwas ganz Unerhörtes. Die riesigen Geldsummen, die ausgegeben wurden, schienen Beweis dafür zu sein, daß diese Liebe echt war. Hatte der Hinduismus den Karmglauben aufgegeben und glaubte nun etwas an der schicksalhaft bedingten Gebundenheit der rückständigen Bevölkerung und ändern zu können, oder war die angeblich neu entdeckte Liebe gegenüber den Kastenlosen und Unterdrückten nur Mittel zum Zweck? Man sah zwar überall die neugebauten Schulen, aber es waren keine ansehnlichen Bauten, sondern nur einfache Leihabitten, auch die erst recht großzügigen Stipendien wurden recht bald beschnitten. Schulen wurden auch nur in der Hauptsache da gegründet, wo christliche Schulen bereits eingerichtet waren. Wo noch nichts von kirchlicher Arbeit zu spüren war, schien man es auch mit dem Eröffnen von Schulen keine Eile zu haben.

In der gleichen Zeit kämpften die christlichen Schulen um ihr Dasein. Aus "technischen Gründen" blieben die Startauschüsse jahrelang aus. Der weit größere Teil aller kirchlichen Einnahmen mußte für die Erhaltung der Schulen zur Verfügung gestellt werden. Die Kirchen aller Konfessionen weigerten sich aber ihre Schulen zu schließen oder sie dem Staat zu übergeben. Man fürchtete, daß sobald die kirchlichen Schulen geschlossen sein würden, auch die der hinduistischen Gesellschaften bald eingehen würden, da sie ja dann ihren negativen Zweck erfüllt gehabt hätten. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Schulen vielfach andere kirchliche Arbeiten gelähmt haben. Aber unsere Gemeinden waren sich dessen bewußt, daß es sich hier um eine Kraftprobe handelte, die zu bestehen sie gewillt waren und darum auch große Opfer brachten. 1)

Gerade in diesen Tagen erhielten wir die Nachricht, daß sich jetzt die Regierung bereit erklärt hat, unserer Kirche für das Jahr 1953 für die Aufrechterhaltung ihrer Schulen Rs 10, 100,- auszusahlen.

In Anbetracht der großen Ausgaben, mit denen die Unterhaltung einer riesigen

heraus, daß der Pastor schon bei seinem ersten Besuch Taufbewerber in den Unterricht aufnehmen konnte. Ähnliches gilt von denen, die in die Industriegebiete ausgewandert, auch sie haben dort als Salz und Licht gewirkt.

Die mehr organisierte evangelistische Tätigkeit begann die Kirche in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Bahnbrechend war die durch die christlichen Schulen gegangene Jugend, die sich nun zum ersten Male zu Jugendgruppen organisierte und singend und predigend durch die Dörfer zog. So sind vor allem in Jashpur ganze Gemeinden durch diese Jugendgruppen ins Leben gerufen worden. Dieses Beispiel folgend haben dann auch die Jugendgruppen der an Jashpur angrenzenden Gemeinden eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Jährlich stattfindende Freizeiten richten das Augenmerk der Jugend auf ihre evangelistische Aufgabe. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die Jugend selbst die Initiative ergriff und sie nicht von aussen her künstlich organisiert wurde.

In den Gebieten, wo der hinduistische Widerstand am stärksten war, wurde der individuelle Kontakt mit den Nichtchristen durch freiwillige Reisekatechisten aufgenommen. Als sich diese Arbeit als fruchtbar erwies, wurde eine ganze Anzahl solcher Katechisten angestellt, die nun ganz systematisch die Dörfer und Familien besuchen. Sobald sich eine willige Zuhörerschaft gefunden hat, wird mit dem Taufunterricht begonnen.

In dem neu erschlossenen Surguja steht hat die Kirche die Arbeit in Verbindung mit der N.M.S. aufgenommen. Auch dort war der Boden durch Reisekatechisten vorbereitet. Bis zum 1. März 1955 sind dort 1200 Taufbewerber getauft worden. 6 Pastoren und 100 Katechisten stehen dort im Dienst. Durch die oben erwähnte Hinduisierung großer Kreise der Bevölkerung sind im Augenblick ganze Dörfer dem Christentum verschlossen. Die Arbeiter sind oft starken Widerständen und Anfeindungen ausgesetzt, aber sie scheitern auch den Regen Gottes, der auf ihrer Arbeit ruht.

Bibelübersetzungen und literarische Arbeit.

Als die ersten Missionare 1845 nach Indien kamen, fanden sie die Hindi-Bibel, die durch William Carey, der 1800 nach Serampur übersiedelte, zum erstenmal übersetzt worden war, bereits vor. Die erste Sprache in Chotanagpur, in die die Bibel von Dr. Kottrott übertragen wurde, war das Mundari. Die Ursu und Kharis hatten bis dahin keine Bibel in ihrer Muttersprache. Pastor Urbanus Kujur wurde 1949 damit beauftragt, die Bibel ins Ursu zu übersetzen. Das Neue Testament ist bereits im Druck erschienen, während das alte Testament noch einer Revision unterzogen wird. In der Bibelübersetzung für die Kharis arbeitet Pastor Pastor Samuel Bage, bis dahin ist erst das Johannesevangelium im Druck erschienen.

Gesangbücher sind in alle vier Sprachen übersetzt worden und erleben fast jährliche Neuauflagen. Vor allem die Lieder, denen die eigenen Volkslieder Melodien zugrunde gelegt wurden, sind in den fast allen Gemeinden sehr geschätzt. Die Zahl dieser Lieder ist so ins Unendliche gestiegen, daß sie nicht alle gedruckt werden können. Gemeinden und auch Einzelpersonen haben oft einen eigenen Liederschatz, der handschriftlich weiterverbreitet wird.

Kleinere Schriften belehrenden und erbaulichen Inhalte wurden von den Leiterinnen der Frauen-Bibelschule (Tabita) in Druck gegeben und fanden besonders bei den Dorfgemeinden einen erfreulichen Niederschlag. Im allgemeinen muß aber gesagt werden, daß die Kirche in literarischer Hinsicht noch vieles nachzuholen hat.

Kirche und missionarische Zusammenarbeit

Nachdem die Kirche 1919 die Autonomie erlangt hatte, war sie auch bestrebt, diesen Status aufrecht zu erhalten, besonders als die Missionare wieder nach Indien zurückkehren durften. Die Entwicklung der letzten 20 Jahre hat es gezeigt, daß der Brang nach autonomer Verwaltung ein gesunder war und der Kirche gute Dienste geleistet hat. Wählte man sich bis dahin in vieler Hinsicht vom Missionar abhängig, so galt es nun, selbst die Initiative zu ergreifen. Naturngemäß waren es erst nur einige wenige, die mit besonderer Verantwortung betraut werden konnten. Aber es war der beständige Verantwortungsgefühl zu wecken. Einen weiteren Weg vorwärts

riesigen Schulapparate für insgesamt 325 Schulen innerhalb der Gossnerkirche verbunden ist, kann man die berechnete Frage stellen, ob das nicht eine Verschwendung von Kirchengeldern bedeutet, andererseits aber ist auch die missionarische Bedeutung der Schulen unverkennbar. Hiesel wird hier der kirchlichen Jugend eine christliche Erziehung geboten, wie sie in den Staatsschulen, so weit sie überhaupt vorhanden sind, gar nicht möglich ist. Und abgesehen von einigen Ausnahmen, wo der Religionsunterricht recht zweifelhaft ist, ist die christliche Erziehung doch unverkennbar. In unserer Kirche kommt es vor allem auch darin zum Ausdruck, daß wir keinen Mangel an kirchlichen Arbeitern haben und sogar andere kirchliche Denominationen vielfach mit Arbeitern versorgen, die selbst keine geeigneten Leute in ihrer eigenen Mitte aufreiben können. 1) Die geringe Bezahlung der kirchlichen Arbeiter kann auch nicht als Grund dafür gelten, daß sich so viele der Kirche zur Verfügung stellen, hat doch die heutige Jugend in der sich immer breiter machenden Industrie weit bessere Aussichten, wenn man die finanziellen Vergünstigungen in Betracht zieht, es ist aber unseren Leuten vielfach Ehrensache, auch gegen eine geringe Bezahlung als Katechisten zu arbeiten. Ferner haben die Schulen aber auch eine direkte missionarische Bedeutung. Fast alle Gemeinden haben jährlich einen gewissen Prozentsatz neuer Christen auf Grund ihrer Schulen zu verzeichnen, vor allem von den oberen Klassen. Und es sind auch keine Ausnahmen, wenn die durch die Schule zu Christen gewordenen Jungs die besten Zeugen des Evangeliums werden, die vielfach schon bei der Taufe den Wunsch aussprechen, einmal als Katechisten oder Pastoren zu arbeiten. Auch wenn dieser Schrittbruch mit der Familie und Kaste bedeutet, was auch heute noch keine Ausnahme ist, schrecken diese jungen Leute nicht davor zurück. 2) (Siehe letzte Seite -1.. 2 -)

Die Tatsache, daß die hinduistischen Gesellschaften sich in ihrem Kampf gegen das Christentum vor allem gegen die Schulen wenden, ist der beste Beweis, wie auch sie die christlichen Schulen einschätzen. Vielfach bieten die christlichen Schulen unseren Christen aber auch die einzige Möglichkeit, ihren Kindern eine Schulerziehung angedeihen zu lassen. Es sind wiederholt Klagen laut geworden, daß christliche Kinder in Staatsschulen keine Aufnahmen finden konnten.

Evangelische Arbeit der Kirche.

Als die Missionare 1913 das Missionsfeld verlassen mußten, zählte die Kirche noch nicht einmal 100,000 Christen. In den darauf folgenden Jahren sind viele unserer Christen zur anglikanischen oder katholischen Kirche übergegangen. Und da die Organisation damals fast vollkommen darniederlag, haben sich die Zahlen derer, die die Kirche verlassen haben, nie ermitteln lassen. Es ist aber Tatsache, daß die Kirche damals einen großen Verlust zu verzeichnen hatte. Wenn aber trotzdem nach etwa 30 Jahren die Zahl der Christen auf 190,000 gestiegen ist, muß man der Tatsache gerecht werden, daß die Kirche eine reichliche evangelistische Tätigkeit entfaltet hat. Auch wenn man den normalen Zuwachs der Gemeinde aus Kindertaufen mit in Betracht zieht, bleibt die Zahl der Neutaufen aus den Heiden doch recht beträchtlich.

Vielfach ist die evangelistische Arbeit der Kirche ganz im Stillen vor sich gegangen und war durch eine allgemeine Erweiterung der Ortsgemeinde gekennzeichnet. Solange die finanzielle Lage der Kirche recht kritisch war, konnte die Arbeit auch nicht in der Weise ausgedehnt werden, daß neue Plätze besetzt wurden, aber dennoch ist die Zeugnis kraft der Gemeinden nie erloschen. Jahr für Jahr sind fast in allen Gemeinden Neutaufen zu verzeichnen gewesen.

Eine große evangelistische Bedeutung muß ferner den Neuiedlern beigemessen werden, denen die Heimat zu eng wurde und sie sich in einer ganz heidnischen Umgebung niederließen. Sie haben sich fast in allen Fällen als Christen und Gemeinden gefühlt, und wenn auch in aller Bescheidenheit, in ihrer neuen Umgebung Gottesdienste gehalten. Oft wurden sie erst nach Jahren von der Kirche entdeckt, und wiederholt stellte es sich heraus

heraus, daß der Pastor schon bei seinem ersten Besuch Taufbewerber in den Unterricht aufnehmen konnte. Ähnliches gilt von denen, die in die Industriegebiete angewandten, auch sie haben dort als Salz und Licht gewirkt. Eine mehr organisierte evangelistische Tätigkeit begann die Kirche in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Bahnbrechend war die durch die christlichen Schulen gegangene Jugend, die sich nun zum ersten Male zu Jugendgruppen organisierte und singend und predigend durch die Dörfer zog. So sind vor allem in Jashpur ganze Gemeinden durch diese Jugendgruppen ins Leben gerufen worden. Diesem Beispiel folgend haben dann auch die Jugendgruppen der an Jashpur angrenzenden Gemeinden eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Jährlich stattfindende Freizeiten richten das Augenmerk der Jugend auf ihre evangelistische Aufgabe. Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die Jugend selbst die Initiative ergriff und sie nicht von aussen her künstlich organisiert wurde.

In den Gebieten, wo der hinduistische Widerstand am stärksten war, wurde der individuelle Kontakt mit den Nichtchristen durch freiwillige Heiratskatechisten aufgenommen. Als sich diese Arbeit als fruchtbar erwies, wurde eine ganze Anzahl solcher Katechisten angestellt, die nun ganz systematisch die Dörfer und Familien besuchen. Sobald sich eine willige Zuhörerschaft gefunden hat, wird mit dem Taufunterricht begonnen. In dem neu erschlossenen Gurgaon Staat hat die Kirche die Arbeit in Verbindung mit der M. A. S. aufgenommen. Auch dort war der Boden durch Heiratskatechisten vorbereitet. Bis zum 1. März 1953 sind dort 1200 Taufbewerber getauft worden. 6 Pastoren und 100 Katechisten stehen dort im Dienst. Durch die oben erwähnte Hinduisierung großer Kreise der Bevölkerung sind im Augenblick ganze Dörfer dem Christentum verschlossen. Die Arbeiter sind oft starken Widerständen und Entbehrungen ausgesetzt, aber sie spüren auch den Segen Gottes, der auf ihrer Arbeit ruht.

Bibelübersetzungen und literarische Arbeit.

Als die ersten Missionare 1845 nach Indien kamen, fanden sie die Hindi-Bibel, die durch William Carey, der 1800 nach Serampur übersiedelt, zum erstenmal übersetzt worden war, bereits vor. Die erste Sprache in Kottanagpur, in die die Bibel von Dr. Hattrott übertragen wurde, war das Mundari. Die Frauen und Kharis hatten bis dahin keine Bibel in ihrer Muttersprache. Pastor Urbanus Kujur wurde 1949 damit beauftragt, die Bibel ins Urdu zu übersetzen. Das Neue Testament ist bereits im Druck erschienen, während das alte Testament noch einer Revision unterzogen wird. In der Bibelübersetzung für die Kharis arbeitet Pastor Pastor Samuel Bage, bis dahin ist erst das Johannevangelium im Druck erschienen.

Gesangbücher sind in alle vier Sprachen übersetzt worden und erleben fast jährliche Neuauflagen. Vor allem die Lieder, denen die eigenen Volkslieder-Melodien zugrunde gelegt wurden, sind in den fast allen Gemeinden sehr geschätzt. Die Zahl dieser Lieder ist so ins Unendliche gestiegen, daß sie gar nicht alle gedruckt werden können. Gemeinden und auch Einzelpersonen haben oft einen eigenen Liederchatz, der handschriftlich weiterverbreitet wird.

Kleinere Schriften belehrenden und erbaulichen Inhalts wurden von den Leiterinnen der Frauen-Bibelschule (Tabits) in Druck gegeben und fanden besonders bei den Dorfgemeinden einen erfreulichen Widerhall. Ja allgemein muß aber gesagt werden, daß die Kirche in literarischer Hinsicht noch vieles nachzuholen hat.

Kirche und missionarische Zusammenarbeit

Nachdem die Kirche 1919 die Autonomie erlangt hatte, war sie auch bestrebt, diesen Status aufrecht zu erhalten, besonders als die Missionare wieder nach Indien zurückkehren durften. Die Entwicklung der letzten 20 Jahre hat es gezeigt, daß der Drang nach autonomer Verwaltung ein gesunder war und der Kirche gute Dienste geleistet hat. Mühte man sich bis dahin in vieler Hinsicht vom Missionar abhängig, so galt es nun, selbst die Initiative zu ergreifen. Naturgemäß waren es erst nur einige wenige, die mit besonderer Verantwortung betraut werden konnten. Aber es war der beste Weg, den Verantwortungsgefühl zu wecken. Nimm weiteren Segen verleihe.

tete die Einführung der synodalen Verfassung. Sie brachte eine Zentralisierung der Verwaltung, bewirkte aber, daß die einzelnen Synoden sich ihrer Verantwortung viel stärker, als es bis dahin der Fall gewesen war, bewußt wurden.

Die geistliche Betreuung der Gemeinden, das Schulwesen wie auch die finanzielle Verwaltung wurde den Synoden übertragen. Zuschüsse aus der Zentralkasse fielen nun ganz fort, dagegen wurden den 18 nun gebildeten Synoden bedeutende Lasten auferlegt. Indem diese Missetaten brachten es mit sich, daß sie ihr Soll nicht erfüllen konnten, aber sie haben ihre eigenen Arbeiten nicht nur aufrecht erhalten, sondern vielfach auch noch weiter ausgebaut. Es hat sich auch ein gesunder Wettstreit in den Synoden bemerkbar gemacht, so vor allem, was Kirchen- und Schulbauten wie auch missionarische Arbeit betrifft.

Auch in der Kasernenverwaltung bemüht man sich dem in Indien so üblichen Verdacht durch eine geordnetere Kasernenführung aus dem Wege zu gehen. Verfassungsgemäß darf kein Pastor oder Katechist irgend eine Kaserne verwalten, meistens sind es wohlhabende Landbesitzer oder besser gestellte Industriearbeiter, denen diese Pflichten übertragen werden. Obwohl die Klagen noch nicht verstummt sind, hat sich in den letzten Jahren doch eine gesunde Entwicklung Bahn gemacht.

Nachdem die Kirche in dieser Weise recht tatkräftig ihre eigenen Angelegenheiten ohne den Missionar zu regeln begann, entstand die Frage, welchen Platz in Zukunft der westliche Missionar in der Kirche haben sollte. Es war erwiesene Tatsache, daß die Kirche sich auch ohne die Hilfe der Missionare verwalten konnte. Aber der Ruf nach Missionaren war nicht verstummt und man war gerne bereit, ihre Vorschläge zu hören. Darum wurden sie eingeladen, um "Freunde und Helfer" der Kirche zu sein. Es gab auch noch einige Zweige, wo der Missionar fruchtbar wirken konnte, ohne der Verselbständigung der Kirche im Wege zu stehen. Die Aufgabekreise wurden aber scharf umrissen, sie wurden eingeladen, um als Lehrer an Seminaren mitzuwirken, die Kirche in ihrer missionarischen Arbeit zu unterstützen und Gemeindeglieder wie auch Religionslehrerinnen auszubilden. Die Ausdrücke "Freunde und Helfer" waren mit großem Bedacht gewählt worden, und man kann es der Kirche nicht verdenken, daß sie die westlichen Missionare mit scharfen Augen beobachtet. Es sind unter den führenden kirchlichen Persönlichkeiten Indiens Klagen laut geworden, daß viele Missionare besonders kritisch veranlagt waren und überall etwas anzusetzen hatten, ohne sich die Mühe zu geben, sich auch nach dem Guten umzusehen, das in den jungen Kirchen auch da ist. Die Kirchen Indiens haben heute genügend Kenntnis über die Lage der westlichen Kirchen und der westlichen Christenheit, um zu wissen, daß auch dort die Kirchen aus Menschen bestehen und alle Anzeichen menschlicher Schwäche an sich tragen. Darum wird jede Kritik seitens der Missionare als aus einem pharisäischen Geist entspringend gebrendmarkt. Es genügt darum nicht, daß ein Missionar die Autonomie anerkennt und ihre Verfassung unterzeichnet, er muß sich auch schon dazu bequemen jeden Überlegenheitsdünkel abzustreifen und wirklich "Freund und Helfer" der Kirche zu werden. Die Kirche ist bereit jede Kritik, die mit diesen Ausdrücken in Einklang steht anzuhören und anzunehmen.

Der beste Beweis dafür, daß die Kirche die westliche Zusammenarbeit haben will, ist das neue Abkommen zwischen der Gesamtkirche in Indien und der Heimleitung in Berlin, nach dem neue Gebiete von beiden gemeinsam missioniert werden. Hier ist auch für die westlichen Kirchen eine Möglichkeit geschaffen, die missionarische Arbeit dem Missionsbefehl unseres Herrn zufolge neu in Angriff zu nehmen.

Die Kirchen Indiens haben es sehr begrüßt, daß die JMK in Willingen den Unterschied zwischen alten und jungen Kirchen hat fallen lassen und von

einer Mission der Kirchen spricht. Wir haben im Joint Board einen Weg gefunden, wo westliche und östliche Kirchen als gemeinsame Partner in gemeinsamer Arbeit stehen. Es wird aber viel davon abhängen, ob von beiden Seiten, der Kirche hier draussen wie auch daheim die geeigneten Leute gefunden werden, die in gemeinsamer Verantwortung und gegenseitigen Verstehen ans Werk gehen werden.

gez. Klinkert.

- 1) Auf der Ethel Christian Council Konferenz klagten amerikanische Missionare darüber, daß sie zwar keine finanziellen Schwierigkeiten hätten, um ihre Arbeit weiter auszudehnen, aber sie hätten keine Leute, die sich zur Verfügung stellten.
- 2) Im Seminar befinden sich im Augenblick zwei Studenten, deren Eltern und Verwandten Heiden sind, einem ist die Heimat auch für die Ferien versperrt.

— MAI 1953

Das missionarische Neuland im Arbeitsgebiet der Gossnerschen Mission.

Wir verstehen darunter die neuen Missionsaufgaben, die uns in Indien selbst seit Ende des Krieges zugewachsen sind. Die Verfassung des neuen Indien sieht auch für die religiösen Minderheiten, also auch für die christliche Kirche in Indien (etwa 10 Millionen Christen unter 450 Millionen Einwohnern) Glaubens- und Missionsfreiheit vor. Dadurch ist die Möglichkeit eröffnet worden, das Evangelium auch in solche Gebiete zu tragen, die bisher dafür verschlossen waren. Dazu gehören im besonderen die ehemaligen sog. Fürstenstaaten, in denen die indischen Rajas und Maharajas (indische Fürsten und Großfürsten) zwar unter englischer Bewachung standen, aber doch verhältnismäßig selbständig regieren und insbesondere in Glaubensfragen nach Willkür entscheiden durften. Rund um das Kerngebiet der Evang.-Luth. Gossnerkirche in der Provinz Bihar (Mittelindien) liegt ein Kranz solcher Staaten, z.B. Surguja, Jaspur, Gangpur, Bonai, Bamra, Majurbhanj und Keonjhar. Die beiden letzten Gebiete sind bis zum heutigen Tag auf der Missionskarte Indiens mit ganz weißen Flächen eingezeichnet, d.h. daß hier noch keine einzige christliche Mission Fuß gefaßt hat. Auch die Gossnermission hat diese beiden Länder nicht in ihrem Blickfeld gehabt. In allen andern Staaten, die wir eben genannt haben, sind wiederholt von Missionaren und indischen Evangelisten Missionsversuche unternommen worden, so z.B. in Jaspur. Dort überschritten schon im Jahre 1907 fast zu gleicher Zeit die beiden Gossner-Missionare John und Karsten und die belgische Jesuitenmission die Grenze, die dieses Gebiet von der Provinz Bihar trennt. Es entstand geradezu ein Wettlauf zwischen beiden Missionen, der mit dem Siege der römischen Mission endete. Es gelang den Sendboten der Gesellschaft Jesu während des ersten Weltkrieges, als die Gossnerschen Missionare interniert waren, das Ohr und die Gunst des damaligen ^{alten Raja und seines} Thronfolgers zu gewinnen und sie zugleich gegen die Lutherische Mission mit einem Vorurteil zu erfüllen. Die ganze Bevölkerung Jaspurs hatte seit jeher unter der Willkürherrschaft ihres Herrschers zu leiden gehabt. Sie wurde über das Maß des Erlaubten zu Frohnarbeiten herangezogen, z.B. zu Straßenbauten, deren Durchführung die katholische Mission im Auftrage des Königs übernommen hatte. Dabei kam es zu solchen Ungerechtigkeiten, daß sich die mißhandelten Bauern und Landarbeiter an die englische Regierung wandten. Es gelang der katholischen Mission, den alten Raja davon zu überzeugen, daß es die lutherischen Christen seien, die diesen Schritt, der einem

Aufstand gleichkäme, veranlaßt hätten. So kam es in Jaspur am Karfreitag 1922 zu einer regelrechten Verfolgung unserer Christen, die zum Teil außer Landes gingen, zum Teil ins Gefängnis geworfen und getötet wurden. Im besonderen hatte man es auf die Katechisten als Leiter der Gemeinde abgesehen. Da griff die englische Regierung ein. Sie hob die drückenden Lasten auf, setzte den alten Raja ab und verbannte den Thronfolger. Es wurde Religionsfreiheit proklamiert; aber der Vorsprung der katholischen Mission war so groß, daß er durch die Bemühungen unserer Mission nicht mehr eingeholt werden konnte. Bis zum heutigen Tage ist es unserer Mission nicht gestattet, eine richtige Missionsstation in Jaspur anzulegen, während die katholische Mission über 6 große Missionsstationen verfügt. Nur eine Minderheit der Bevölkerung (heute etwa 10.000 Christen) gehören in Jaspur zur Lutherischen Kirche.

Der Staat Surguja ist der größte unter den genannten Fürstenstaaten. Noch bis zum Ende des zweiten Weltkrieges war es dort den Missionaren verboten, das Evangelium zu verkündigen. Der Bevölkerung war es unter Prügelstrafe untersagt, einem Missionar zuzuhören, falls ein solcher es wagte, ins Land zu kommen. Missionar John hatte es zweimal versucht, in Surguja einzudringen; im Jahre 1912 zusammen mit Missionar Karsten und im Jahre 1930 mit dem indischen Evangelisten Sadhu Julius Tiga. Bei dem letzten Versuch stand Missionar John tagsüber unter polizeilicher Beobachtung. Er mußte sich die Begleitung eines Polizisten gefallen lassen. So kam es, daß die Bevölkerung nicht wagte, seiner Einladung zu einer Missionsversammlung Folge zu leisten. Nur in der Nacht gelang es Missionar John, mit der Eingeborenenbevölkerung zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, warum der damalige Raja mit allen Mitteln das Evangelium von seinem Lande ferngehalten versuchte. Der Grund dafür lag in der sog. Tana-Bewegung, die während des ersten Weltkrieges unter der heidnischen Bevölkerung Surgujas ausgebrochen und blutig unterdrückt worden war. Damals war ein heidnischer Prophet Jatru Bhagat aufgestanden und hatte seinen heidnischen Volksgenossen, die alle zu der Urbevölkerung Indiens gehören, verkündigt, daß eine neue Zeit im Anbruch sei. Man ~~war~~^{sollte} sich auf diese Zeit rüsten, die Geistertöpfe aus den Häusern entfernen, dem Trunk absagen und zu der ursprünglichen Religion zurückkehren, die nicht im Geisterdienst, sondern in der Anbetung des einen wahren guten Gottes bestehe. Augen- und Ohrenzeugen berichten, daß es rührend anzusehen und anzuhören gewesen sei, wie diese Heiden Buße getan und bekannt hätten, daß Gott nicht in den unreinen Herzen von Trinkern wohnen könne. Die

Botschaft des heidnischen Propheten hatte aber auch eine garstige politische Seite. Er verkündete den Sieg des deutschen Kaisers, der nach Überwindung der Engländer auch die Hindus aus dem Lande treiben und der Urbevölkerung Indiens (den sog. Adivasi) ihr altes selbständiges Reich wiedergeben werden. So kam es zu dem berüchtigten Uraunaufstand im Staate Surguja, von dem selbst die Kriegsberichterstatter des ersten Weltkrieges in den europäischen Zeitungen schreiben. Er wurde durch den Raja mit Hilfe englischer Truppen blutig unterdrückt, - man zeigte noch im Jahre 1930 Missionar John die Haufen von Menschenknochen, die im indischen Dechangl bleichten, nachdem schon Jahre vergangen waren. Auch unsere Christen gehören zu der Urbevölkerung Indiens. Sie sind mit der Uraunbevölkerung in Surguja blutsverwandt. So lag es nahe, den Uraunchristen in unserem Kirchengebiet, im besonderen aber den deutschen Missionaren, obwohl sie schon längst das Land verlassen hatten, die Schuld an dem Aufstand & in Surguja zuzuschieben. Seitdem blieb für Surguja für unsere Mission ein verbotenes Land. Jetzt aber hat der König von Surguja wie alle anderen indischen Fürsten abdanken müssen. Es gibt keine Rajas und Maharajas in Indien mehr. Sie haben zwar ihren Privatbesitz behalten und empfangen auch als Entschädigung eine Staatsrente, aber ihre politische Regierungsgewalt ist ihnen genommen und ihr Land der Freien Republik Indien einverleibt worden. Das bedeutet, daß die indische Verfassung, die Glaubens- und Missionsfreiheit gewährt, auch auf diese Gebiete Anwendung findet. Mit einem Schlage standen die Grenzen Surgujas für die Missionsarbeit offen, die von der Gossnerkirche sofort in Angriff genommen wurde. Seit Kriegsende stehen etwa 40 Katechisten und 1 Evangelistin in Surguja in der Arbeit.

Die Staaten Gangpur, Bonai und Bamra sind schon seit Ende des vergangenen Krieges von Gossnerschen Missionaren und indischen Pastoren und Katechisten in Angriff genommen worden. Auch hier stießen die Boten des Evangeliums anfänglich auf Widerstand der Rajas. Im besonderen war es das kleine Fürstentum Bamra, das sich gegen die Missionierung seiner Bevölkerung wehrte. Dann geschah folgendes. In der Nähe der Hauptstadt Deoghar lag ein großes heidnisches Dorf, dessen Priester starb. Als Nachfolger war der Sohn des Priesters bestimmt worden. Aber als man nach ihm suchte, war er verschwunden. Er tauchte plötzlich auf der Missionsstation Gangpur auf und bat Missionar Diller um Taufunterricht. Das geschah während des ersten Weltkrieges. Der geheimnisvolle Taufbewerber lernte mit großem Eifer die biblischen Geschichten, den Katechismus und das Gesangbuch auswendig, war dann aber kurz vor der

Taufe wieder verschwunden. Jahre vergingen. Der erste Weltkrieg war längst beendet und Missionar Diller wieder auf seine alte Missionsstation Gangpur zurückgekehrt. Da besuchte ihn eines Tages derselbe junge Mann und berichtete ihm, daß er, der Sohn eines heidnischen Priesters bei Deogarh, in seine Heimat zurückgekehrt, seine ganze Verwandtschaft (insgesamt 40 Familien) für das Evangelium gewonnen habe: er selbst noch ungetauft. Weitere 200 Familien warteten auf Aufnahme in die christliche Gemeinde. So war das Ländchen Bamra, während es sich nach außen gegen das Evangelium abspernte, von innen her für Christus erobert worden. Es zeigte sich, daß die Missionsbewegung in Bamra noch viel weiter um sich gegriffen hatte, als der junge Priesterssohn es selber wußte. Auch die Landesregierung hatte ihre feindliche Haltung aufgegeben, so daß der Nachfolger von Missionar Diller, unser im letzten Kriege heimgegangene Missionar Schulze, nur noch zu kommen und die Ernte einzubringen brauchte. Damals wurden viele Heiden durch Missionar Schulze getauft, und heute erhebt sich in der Hauptstadt Deogarh selbst eine schöne Kirche, zu der die Regierung von sich aus das Baumaterial beisteuerte, weil auch eine ganze Anzahl von Beamten den Übertritt zum Christentum vollzog.

Nur die Staaten Majurbhanj und Keonjhar sind vom Evangelium noch völlig unberührt. Allerdings ist in Majurbhanj eine kleine amerikanische Mission in der Hauptstadt und entlang der Bahnlinie tätig. Sie gedenkt aber nicht, in das Innere des Landes zu gehen und die unzähligen Urwalddörfer zu missionieren, in denen wiederum Stammesverwandte unserer Christen leben. Auch sie sind Adivasis, d.h. indische Urbevölkerung. Im vergangenen Jahr hat die Gossnerkirche eine erste Erkundungsreise durch die beiden genannten Staaten durchgeführt und beschlossen, diese beiden Gebiete gemeinsam mit der Gossnerschen Mission in Angriff zu nehmen. Zu diesem Zwecke ist ein Vereinigtes Missionskomitee gegründet worden (das sog. Joint Mission Board), in dem die Gossnersche Missionsgesellschaft und die indische Gossnerkirche zu gleichen Teilen und mit gleichen Rechten vertreten sind. Während in all den anderen genannten Gebieten die selbständige Gossnerkirche unmittelbar die Verantwortung für die Missionsarbeit übernimmt, ist die neue Missionsarbeit in den Staaten Majurbhanj und Keonjhar diesem neu gegründeten Missionskomitee übertragen worden. Das Komitee hat das Recht, Missionare anzufordern. Ihm gehen auch die Missionsgaben aus Deutschland zu, damit sie für die eigentliche Missionsarbeit verwandt werden. Bei dem Missionskomitee liegt auch die Lenkung der Missionsarbeit in den genannten Gebieten. Zunächst ist geplant, in Keonjhar

eine missionsärztliche Station einzurichten. Das Grundstück dafür ist gekauft. Die Station soll mit einem Missionar, einem Missionsarzt und einer Missionsschwester besetzt werden. Als erste hat Missionsschwester Ilse Martin die Ausreisegenehmigung erhalten und befindet sich auf der Reise nach Indien. Ein Missionar und ein Missionsarzt oder -ärztin sollen noch in diesem Jahr nachfolgen.

L

4.2.1953

Friedenau und die Gossnersche Mission

(Fortsetzung und Schluß)

„Hören wir auf, Missionare zu sein,
so hören wir auf, Christen zu sein.“

G. E. Goßner

Die folgenden zwei Jahre bis 1826 bezeichnet Goßner selber als seine Vagabundjahre. Kirchlich und politisch heimatlos, von der Polizei ausgewiesen, sucht er Zuflucht bei Freunden, bald in Altona, bald in Leipzig, dann in Pommern und Schlesien bei den Grafen Reuß, Stolberg, Schönberg und Below. Am 23. Juli 1826 tritt der bis dahin dem Namen nach noch katholische Priester zum evangelischen Glauben über und bewirbt sich, 54jährig, um eine Pfarrstelle in Berlin. 1827 legt er sein Examen ab und wird 1829 durch Vermittlung des Barons von Kottwitz und den Machtspruch des preussischen Königs Pfarrer an der böhmisch-lutherischen Bethlehems-Gemeinde in der Wilhelmstraße.

Sein Herz hängt auch in diesem neuen Amt an der Mission. 1836 gründet er die Missionsgesellschaft, die seinen Namen trägt, zunächst jedoch nur auf die innere Mission eingestellt. Erst als ihm die Not der deutschen Auswanderer in den Vereinigten Staaten von Amerika zu Ohren kommt, schickt er Missionare nach den USA, um dort das Wort Gottes in deutscher Sprache zu predigen.

Nun gehen von ihm ausgebildete Missionare in alle Welt, u. a. auch nach Australien und den Südseeinseln. Die Goßner-Mission wird zu einem Begriff. In Berlin entsteht das Elisabeth-Krankenhaus, wird 1890 das vergrößerte Missions-Mutterhaus in Friedenau gegründet. Das Haupttätigkeitsfeld ist inzwischen die Provinz Behar in Indien geworden, wo unter den Adivasis, den arischen Ureinwohnern Indiens, eine erfolg-

reiche Mission betrieben wird. 1916, nachdem die Engländer die Mission aufgelöst haben, besteht bereits eine selbständige Kirche in dieser Provinz.

Von 1915 bis 1925 ist die Tätigkeit der Goßnermission lahmgelegt. Aber Goßners Geist — er selber starb am 30. März 1858 — lebt weiter. Die „tote“ Zeit wird benutzt, Pastoren auszubilden, die nach Südamerika in die deutschen Siedlungen gehen; die innere Mission wird ausgebaut. Erst nach 1925 kann die Arbeit in Indien und den anderen britischen Dominien wieder aufgenommen werden, bis der zweite Weltkrieg der Arbeit abermals ein Ende setzt.

Heute ist das schlichte rote Haus in der Friedenauer Stubenrauchstraße wieder das Mutterhaus der Goßnermission geworden. Hier werden die Kündler des Wortes Gottes ausgebildet und gehen, so gerüstet, wieder in alle Welt, vornehmlich nach Indien. Seit 1927 leitet Missionsdirektor (bis 1945 Missionsinspektor) Pfarrer Lokies, das Werk. Lokies stellte sich während der Jahre von 1933 bis 1945 zur Bekenntenden Kirche und hielt trotz Verfolgungen und Verhaftungen am echten christlichen Glauben fest.

Neben der reinen Missionstätigkeit befindet sich in diesem Hause die evangelische Schulkanzlei und die Erziehungskammer der ev. Kirche Berlins. Katecheten werden ausgebildet, die den Religionsunterricht der mehr als 300 000 Berliner Schulkinder leiten und durchführen. Die konfessionell-evangelischen Schulen (je eine Grundschule in Steglitz, Spandau, Charlottenburg, Neukölln und Frohnau sowie das Gymnasium in Tempelhof, das in naher Zukunft nach Wilmerdorf verlegt wird) erhalten von hier aus ihre Direktiven. Außerdem befindet sich in Friedenau der bekannte Lettner-Verlag und eine Buchhandlung, von wo aus Hunderttausende

von Schriften in allen Sprachen in die Welt gehen.

Während uns Missionsdirektor Lokies aus seiner Arbeit berichtet, kommen zwei Inder in das Studierzimmer; es sind Missionsanwärter, die ihr Studium verrichten. Häufig schon besuchten Fremde aus aller Welt dieses Mutterhaus in Friedenau, wie auch die deutschen Missionare auf ihren Heimatbesuchen in das rote Backsteingebäude kommen, um neue Kraft zu schöpfen und einen Augenblick in stiller Einkehr zu verharren.

Viele Fäden spannen und spinnen sich noch von Friedenau aus in die weite Welt. Vielen deutschen Gemeinden in Uebersee ist der Name Friedenau geradezu ein Begriff geworden, ein Begriff für die Wiege der Goßnerschen Mission und für die Verkündung des Wortes in der Muttersprache, wenn auch das tägliche Leben in der Fremde den Menschen eine andere Zunge aufgezwungen hat. Es ist das feste Band, das die Auslandsdeutschen durch Generationen hindurch mit der alten Heimat verbindet.

fe.

Friedenau und die Gossnersche Mission

Verbindung der Auslandsdeutschen mit dem Haus in der Stubenrauchstraße

Vor 15 Jahren, im Juli 1938, wurde in Brisbane vom Gouverneur des Staates Queensland, Australien, ein schlichtes Denkmal enthüllt: ein mächtiger Findling, auf dem die Namen von vier Deutschen eingemeißelt sind. Diese vier Deutschen waren Missionare der Goßner-Mission, die als die ersten Siedler 1838 nach Australien kamen. Vor 115 Jahren fuhren sie auf Geheiß Johannes Evangelista Goßners in den damals kaum bekannten Erdteil, um Christi Lehre unter den Ureinwohnern zu verbreiten.

In Friedenau, in der stillen Stubenrauchstraße liegt ein rotes Backsteinhaus, z. Z. noch eine ausgebrannte Ruine, an deren Ausbau jedoch eifrig gearbeitet wird. Wir konnten vor kurzem von dem Richtfest des Wiederaufbaues berichten. Dieses Haus ist die Wiege der Goßner-Mission, wenn auch nicht historisch genau. Anfangs in Berlin W 35, in der Nähe des heutigen Elisabeth-Krankenhauses (das ebenfalls von Goßner gegründet und dieser Missionsgesellschaft gehört), wurde der Plan gefaßt, eine Missionsgesellschaft, und zwar zunächst nur für die Innere Mission, zu schaffen. Die Heidenmission wurde erst zwei Jahre später, 1838, aufgenommen. Bald wurden die Räume zu eng; man hielt Ausschau nach einem geeigneten Grundstück und fand es 1890 im damals ländlichen Friedenau in der Stubenrauchstr. 12.

Goßners Lebenswerk ist eine einzige große Sendung gewesen und vielfältig, ja, geradezu wunderbar ist der Weg dieses Mannes, dessen Name in der ganzen Welt bekannt ist. Er hat die Höhen menschlichen Ruhmes kennen gelernt, er erlebte Inquisition, Ver-

folgung und Demütigung; immer aber hielt er am Wort Gottes, am reinen Evangelium fest. Als Student der Theologie in Dillingen und Ingolstadt bekennt sich der 1773 Geborene zur Vernunftreligion, wie sie an der

Wende des 19. Jahrhunderts eifrig gepredigt wurde. In inneren Kämpfen und auf der Suche nach der Wahrheit bricht er als junger Kaplan (der katholischen Kirche) in Neuburg an der österreichischen Grenze Bayerns durch alle toten Gesteinsschichten die-

ser mit dem Verstand aufgefaßten Religiosität und nüchternen Tugendlehre. Er gehört und bekennt sich zum Kreis der Männer, die wir alle heute noch verehren: Johann Michael Sailer, Martin Boos, Jung-Stilling, Johann Caspar Lavater und Matthias Claudius u. a. Besonders Bischof Sailer und der Pfarrer der Münchener Frauenkirche, Boos, sind seine Freunde und geistigen Berater. Goßner wird ob seiner freimütigen Predigten vor ein geistliches Gericht in Augsburg geladen (1802). Wegen Ketzerei wird er in das Priestergefängnis Göggingen gesperrt. Aus der Haft entlassen, bemüht er sich vergeblich um ein neues Pfarramt. Erst als der freisinnige Staatsmann Montgelas Minister im Königreich Bayern wird, erhält er eine Pfarrstelle in Dirlwang und wird Benefiz in München (1811—1819). Jedoch nach dem Sturz Montgelas wird auch Goßner aus seinem Amt gewaltsam entfernt.

Er geht nach Basel und lernt den frommen

Spittler, den Sekretär der Christtums-gesellschaft in Basel, Vorläufer der Basler Mission, kennen. In den Napoleonischen Kriegen, während derer Spittler zu den Fahnen gerufen wird, vertritt ihn Goßner. Und nun packt ihn noch mehr, der Wunsch, das reine Evangelium zu lehren.

Im Jahre 1819 beruft ihn Zar Alexander von Rußland nach Petersburg an die römisch-katholische Maltheserkirche. Es war die Zeit der „Heiligen Allianz“. Der fromme und schwärmerisch veranlagte Zar findet Gefallen an Goßners Art; sein Minister Goltzin wird Goßners Freund und bestätigt für ganz Rußland die Bibelgesellschaft, an deren Spitze Goßner steht. Der fanatische Mönchspriester Photi sieht im Wirken Goßners eine Gefahr für die griechisch-katholische Kirche, die russische Staatskirche. Auf Betreiben der Gräfin Orlov muß Goßner innerhalb von drei Tagen Rußland verlassen (1824).

(Fortsetzung folgt)

Der Tag, 1. 11. 1952.

Handwritten signature
OA
6,22,2

Du mußt mit Glauben bauen

Missionsdirektor Lokies und sein Werk



Als der Leiter der westdeutschen Zweigstelle der Berliner Goßner-Mission seinen Missionsdirektor in Berlin um Geld für den Bau eines Missionshauses und Lehrlingsheims in Mainz-Kastel bat, erhielt er von ihm eine Antwort, die jeden Bau- und Finanzexperten oder Kirchenjuristen zur Verzweiflung ge-

bracht hätte: „Mit Geld kann jeder bauen. Du mußt mit Glauben bauen.“ Das Missionshaus in Mainz-Kastel ist inzwischen vor wenigen Monaten fertig geworden, und Studenten, Schüler und Pfarrer aus aller Welt haben in ökumenischen Arbeitslagern daran mitgebaut. Den ersten Scheck für den Bau überbrachte eine Frau, die als Jüdin in einem deutschen KZ gelitten hatte.

Als in Berlin die Verhandlungen über die Gründung evangelischer Schulen im ersten kalten Krieg der Alliierten Kommandantur einzufrieren drohten, sagte der gleiche Berliner Missionsdirektor, unterstützt von Elternschaft und Kirchenleitung: „Die evangelischen Schulen werden am 1. September 1948 mit ihrem Unterricht beginnen.“ Seit diesem Tage gibt es

wieder evangelische Schulen in Berlin. In einigen Stadtteilen Berlins ist der freundliche Neubau mit den Worten „Evangelische Schule“ über der Eingangstür inzwischen eine Visitenkarte dessen geworden, was Kirche in der Welt sein will.

Behördliches und bürokratisches Denken ist dem Missionsdirektor und Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer Hans Lokies fern. 25 Jahre steht er heute in der Leitung der Goßnerschen Missionsgesellschaft. Ihm liegt die Erneuerung der Kirche in Deutschland ebenso am Herzen wie die Arbeit im fernen Indien, dem Goßnerschen Missionsfeld. Er erwartet sie aber nicht von klugen Überlegungen, sondern von dem Zeugnis des aus Glauben gelebten Lebens. Darin ist er ein echtes Missionarskind, in Indien geboren, in Ostpreußen fern von den Eltern aufgewachsen und seit 1927 in der Berliner Arbeit ständig auf der Spur, Zeichen des Wachstums lebendiger und selbständiger Gemeinden in der Heimat und in anderen Ländern zu finden. Oft ruft man ihn zu den bedeutenden ökumenischen Konferenzen, vor allem den Missionskonferenzen und Erzieher tagungen.

Leidenschaftlich bewegt ihn das Problem der Begegnung einer erneuerten Kirche mit der Welt. Den Tausenden von Katecheten, die er für die Arbeit an den Kindern in den Berliner Schulen gewann, sagt er immer wieder, daß Christen keine frommen Masken tragen dürfen. Leben aus dem Glauben ist für Pastor Lokies nicht Weltflucht, sondern spannungsvolle Bewährung des Christen in Lebensfreude, Verzicht und Dienst an der Welt. —sert

1.) Aus der Geschichte der Goßnerschen Mission. Gründungsjahr 1836.
Erste Periode bis 1945: Aussaat des Evangeliums mit weitem Wurf (Pioniermission in Australien, Niederländisch Indien, Nordamerika, am Ganges).
Alle diese Missionsarbeit ist zum Teil verkirchlicht oder von ausländischen Missionsgesellschaften übernommen worden.

Zweite Periode: Aufbau einer Volkskirche unter den Ureinwohnern Indiens (Adivasis) in Mittelindien, Provinz Bihar, Landschaft Chota Nagpur - 200 km westlich von Calcutta. Auf diesem Missionsfelde entsteht 1916 die erste selbständige Kirche Indiens: die Evangelisch-Lutherische Goßnerkirche von Chota Nagpur und Assam.

2.) <u>Statistik :</u>	Gemeinden	:	728
	Gemeindeglieder	:	191.181
	Pastoren u. Katechisten:		812
	Lehrer u. Lehrerinnen	:	549
	Bibel Frauen	:	7
	höhere Schulen	:	14
	Mittelschulen	:	23
	Volksschulen	:	250
	Schüler insgesamt	:	17.953

3.) Autonome Kirche und Missionsgesellschaft: Das Verhältnis vertrauensvoll. Die selbständige Kirche braucht die Hilfe der Mission :
a) für die theologische Ausbildung der indischen Pastoren,
b) für die Frauen- und Jungmädchenarbeit,
c) für die Pioniermission.

Gegenwärtig sind drei Missionare mit ihren Familien und zwei Missionsschwestern draussen. Vor der Aussendung stehen drei Missionare mit ihren Frauen, eine Missionsschwester und im kommenden Jahr eine Missionsärztin. Alle Missionare sind Glieder der indischen Kirche. Sie haben alle Rechte eines ordinierten Pastors; um aber der Verselbständigung der Kirche nicht im Wege zu stehen, haben sie auf leitende repräsentative Stellen und auch auf das Recht, in der Synode abzustimmen, verzichtet.

Am theologischen Seminar auf der Hauptstation Ranchi (eine Stadt von annähernd 100.000 Einwohnern) unterrichten die Missionare Lic. Schultz und Klimkeit. Die Schwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt leiten die sogenannte TABITA-Schule auf der Missionsstation Govindpur, in der junge Mädchen aus dem ganzen Kirchengebiet als Religionslehrerinnen und Gemeindeförderinnen und zugleich zu christlichen Müttern erzogen werden. Dazu dient neben dem Unterricht die Einübung in einer christlichen Lebensordnung, Hauswirtschaftslehre, Handarbeiten (Weben) und Hygiene.

In der eigentlichen Missionsarbeit stehen die Missionare Klimkeit und Borutta.

Um eine reibungslose Zusammenarbeit zwischen der indischen Kirchenleitung und der deutschen Missionsgesellschaft in der eigentlichen Missionsarbeit zu ermöglichen, ist ein sogenanntes vereinigtes Missionskomitee (Joint Mission Board) in Indien gebildet worden. Hier sitzen Missionare und Vertreter der indischen Kirche zu gleichen Teilen und mit gleichen Rechten. Als neue Missionsgebiete sind diesem Missionskomitee die Staaten Mayurbhanj und Keonjhar zugewiesen worden, die südlich des alten Kirchengebietes liegen und bis an den Bengalischen Meerbusen reichen. Sie sind vom Evangelium noch völlig unberührt. In der Nähe der Stadt Barkot ist ein Grundstück für eine neue Missionsstation erworben worden. Dort wird der Mittelpunkt der neuen Arbeit liegen. Ferner sollen als Ausgangspunkte für diesen Missionsvorstoß dienen: die alte Missionsstation Chaibasa und eine vom Kuratorium neu beschlossene Missionsstation in Jamshedpur, dem indischen Essen. Es handelt sich um ein Stahlwerk, das auf unserem alten Missionsgebiet liegt, mit 100.000 arbeitern. Dort leben auch etwa 40 deutsche Ingenieure, die an der Begründung der neuen Missionsstation interessiert sind. Mit ihrer Hilfe soll dort der Goßnerschen Mission ein Haus zu sehr günstigen Bedingungen zur Verfügung gestellt werden.

Zwei von den neu auszusendenden Missionaren werden von dem neu gegründeten Vereinigten Missionskomitee übernommen werden. Alle Missionsgaben aus der Heimat fließen der Kasse dieses Missionskomitees (also nicht der Kasse der indischen Kirche) zu und werden für die eigentlichen Missionsaufgaben verwandt. Es ist für die Gossnersche Mission auch wichtig, daß sie Gaben und Kollekten in Ostmark erhält. Nach der Höhe unserer Osteinnahmen richtet sich die Zuteilung von Devisen, die allerdings in Westmark erworben werden müssen. Für die Zuteilung der Devisen an die Gossnersche Mission werden ihre Einnahmen in Ostmark im Vergleich zur Westmark mit 1 : 1 berechnet.

4.) Die Lage der christlichen Mission im neuen Indien. Dem Evangelium sind im neuen Indien wider alles Erwarten die Türen weit aufgetan. Das liegt daran, daß die Regierung Nehrus bewußt eine weltliche Regierung sein will. In diesem Falle erweist sich in widerspruchsvoller Weise der Säkularismus als eine Hilfe für die christliche Mission. Der heutige indische Staat will nicht religiös, sondern weltlich verstanden sein. Darum lehnt er den Hinduismus als Staatsreligion ab, obwohl sich von 450 Millionen Menschen in Indien annähernd 300 zum Hinduismus bekennen. Die Christenheit ist eine kleine Minderheit (insgesamt 9 Millionen einschließlich der römisch-katholischen Christen). Aber diese Minderheit wirkt sich auf ganz Indien aus. Die öffentliche Meinung in Indien ist ihr günstig gesinnt. Zum ersten Male in der indischen Geschichte genießt die christliche Mission rechtlichen Schutz. Sie ist in der neuen Verfassung Indiens gesetzlich verankert worden. Die christliche Mission hat das Recht, to pray, to preach and to propagate (also: Gottesdienste zu halten, das Evangelium zu verkünden und den christlichen Glauben auszubreiten).

Alle sozialen Reformen in Indien gehen indirekt auf die christliche Mission zurück. Aus dem Glauben heraus, der in der Liebe tätig ist, hat die christliche Mission in ihren Anfängen sofort mit der Arbeit an den Parias, den Aussätzigen und Kranken, an Frauen und Witwen begonnen. Sie wurde deswegen zuerst gehaßt, weil sie dadurch die Grundlagen des Hinduismus anzugreifen schien. Heute ist das ganze soziale Programm der christlichen Mission von der indischen Regierung übernommen worden - allerdings ohne Christus. Aber Nehru, der heutige Ministerpräsident Indiens, hat selbst offenbekannt, daß die nationale Bewegung in Indien den Anstoß zur sozialen Arbeit und zum "selbstlosen Dienst" ausschließlich der christlichen Mission verdanke. So erklärt sich heute die gute Meinung, die die indische Öffentlichkeit über die christliche Mission hat. Das bedeutet aber nicht, daß Indien schon heute bereit ist, sich zum Christentum zu bekennen. Die Taufe eines Hindu bedeutet auch heute noch den Ausstoß aus der Kaste und den Verlust von Stellung, Hab und Gut. Ein Beispiel dafür: Zu unserer Gemeinde in Jamshedpur gehört jetzt ein Brahmane, also ein Glied höchster Kaste, der um des Evangeliums willen alles aufgegeben hat, um, losgelöst von seiner Verwandtschaft und völlig verarmt, der Kirche Jesu Christi zu dienen.

Ein Umstand kommt unserer Missionsarbeit in Indien in besonderer Weise entgegen. Im neuen Indien gibt es keine Radschas und Maharadschas (Fürsten und Großfürsten) mehr. Sie haben in ihren Fürstenstaaten ihre Staatshoheit an die Republik Indien abgetreten und leben als Staatsrentner. Ihre Staaten haben die Verfassung Indiens abgenommen und stehen darum für die Missionsarbeit offen. Das bedeutet für uns eine völlig unerwartete neue Missionsmöglichkeit. Um unser altes Missionsgebiet herum liegt ein Kranz von solchen Fürstenstaaten, in denen es bisher den Einwohnern (manchmal bei Prügelstrafe) verboten war, einer Missionspredigt auch nur zuzuhören. Manche Gebiete durften von den Missionaren überhaupt nicht betreten werden.

Noch während des letzten Krieges gab einer der Radschas den Befehl, einen europäischen (nicht deutschen) Missionar zu töten, der es gewagt hatte, in seinem Lande das Evangelium zu verkündigen. Während er sich über einen Fluß setzen ließ, warfen ihn die Fährleute auf Befehl des Radschas in den reißenden Strom. Es gelang ihm, sich schwimmend an das Ufer zu retten. Aber die Leute des Radschas folgten ihm auch dorthin und erschlugen ihn.

Alle diese Gebiete sind jetzt ein Neuland für unsere Mission geworden. Ganze Dörfer kommen und wollen christlich werden. Zu diesen Staaten gehören auch die oben erwähnten neuen Missionsgebiete Keonjhar und Mayurbhanj. So ist Missionsstunde in Indien. Wir wissen nicht, wie lange. Indien ist der erste Feindstaat, der mit Deutschland offiziell Frieden geschlossen hat. Es ruft deutsche Ingenieure und Facharbeiter ins Land. Es heißt aber auch deutsche Missionare willkommen. Darum gilt es, durch die offene Tür zu gehen und die gute Stunde zu nutzen, die Gott der indischen Mission geschenkt hat.

5.) Die Heimatarbeit der Goßnerschen Mission bekommt dadurch ein besonderes Gepräge, daß sie auf missionarische Arbeit auch im Raum der Heimatkirche ausgerichtet ist. Aus diesem Grunde hat der Leiter der Mission den Auftrag übernommen, dem katechetischen Dienst an allen Berliner Schulen (insgesamt 1800 Lehrkräfte und 300.000 Kindern) aufzubauen. Mission ist nicht nur Verkündigung des Evangeliums nach draussen an die Heiden, sondern auch nach vorn an die zukünftige Generation. Alle Arbeiten, die im Dienste der Kirche geschehen, werden auch von ihr finanziert. Missionsgaben werden dafür nicht verwandt.

Eine andere missionarische Aufgabe der Kirche ist die Wohnwagenarbeit der Goßnerschen Mission im zerstörten Oderbruch. Ein eigener Wohnwagen, zu dem ein weiterer von holländischen Freunden und ein dritter vom Lutherischen Weltbund hinzugeschenkt worden sind, werden mit jungen künftigen Missionaren beauftragt, in völlig zerstörten Ortschaften Gemeinden zu sammeln und auch die allernotdürftigsten Räume für eine Pfarrwohnung und einen Gemeindesaal herzurichten. Dieser Dienst soll die jungen Missionare praktisch für den Missionsdienst vorbereiten. Endlich gehört zu diesen besonderen missionarischen Aufgaben der Goßnerschen Mission in der Heimatkirche die von Pastor Symanowski in Mainz-Kastel gegründete Arbeitermission. Er selbst ist als Arbeiter in eine Fabrik gegangen und gehört ständig zur Betriebsgemeinschaft dieser Fabrik. Jährlich ruft er zu ökumenischen Arbeitslagern Pfarrer, Studenten und Arbeiter zusammen, um mit ihrer Hilfe ein ökumenisches Missionsstudentenheim aufzubauen. Der erste Bauabschnitt ist in diesem Jahr vollendet worden. Jeder Stein dieses Gebäudes ist durch ökumenische Hnadarbeit hergestellt und von der Fabrik geschenkt worden. Diese missionarische Aufgabe, die gerade den Teil unseres Volkes durch das Evangelium erfassen will, der sich von der Kirche am weitesten entfernt hat, ist gegenwärtig ein Herzstück unserer Heimatarbeit. Dazu kommt die eigentliche Werbearbeit für die Mission in Indien, für die auch zwei indische Studenten, die 4 Jahre lang in Mainz Theologie und kirchliche Arbeit studieren, für den Besuch in der Gemeinde zur Verfügung stehen. Seit dem Kriege hatten wir ferner die Freude, in jedem Jahr Vertreter der indischen Kirche als Gäste in Deutschland zu begrüßen und mit ihnen die uns befreundeten Gemeinden zu besuchen. Die Goßnersche Mission ist dadurch schwer getroffen worden, daß sie sehr wichtige Heimatgebiete (wie z.B. Ostpreußen, Pommern und Schlesien) verloren hat. Ihre Freundeskreise sind über ganz Deutschland zerstreut (Prov. Sachsen, Pommern, Brandenburg, Berlin, Ostfriesland, Oldenburg, Ravensberg-Mindener Land, Lippe, Hessen, Rheinland, Württemberg, Baden, Bayern).

Überall, mit der Ausnahme von Ostfriesland, teilt sie sich in die Missionsliebe der Gemeinden mit den jeweils heimatberechtigten anderen Missionen. Aber auf diesen Anteil an der Missionsliebe ist sie überall angewiesen, wenn sie die ihr von Gott in hundertjähriger Geschichte bestätigte Aufgabe erfüllen soll.

L o k i e s

Oktober 1952.

Handwritten: Haupt
Mantel + Buch

Gabe Gottes an die Menschheit

Missionsdirektor D. Lokies über den Aufbruch der Hochreligionen

Handwritten: 204
4153

Wittmund. Vom europäischen Abendland ist in den vergangenen Jahrhunderten eine intensive Missionstätigkeit ausgegangen, die aber nicht immer den wünschenswerten Erfolg gehabt hat. Gleichzeitig wurde in aller Welt kolonisiert — mit dem Ergebnis, daß sich Europa heute fast überall von seinen Kolonien zurückziehen muß. Daneben aber müssen wir im Vorderen Orient und in ganz Asien einen zielbewußten Aufbruch der Hochreligionen des Hinduismus, des Islam und des Buddhismus feststellen, mit dem ein politisches Erstarken dieser asiatischen Völker eng verknüpft ist. Missionsdirektor D. Lokies beleuchtete in einem Referat vor der Religionspädagogischen Arbeitsgemeinschaft Wittmund die Hintergründe und Ursachen dieser Entwicklung sowie die Auswirkungen auf das Christentum.

Seinen Ausführungen voran stellte D. Lokies die gemeinsame Erkenntnis der Politiker, Wirtschaftler und Kirchenvertreter unserer Tage, daß man Völker mit so ausgeprägten Kulturen wie sie in Asien vorhanden sind, nicht nur durch den Einsatz von Kapital und militärischer sowie politischer Macht zu gewinnen vermag; man kann es nur, wenn gleichzeitig nach der religiösen, geistigen Seite hin „Eroberungen“ unternommen werden. Doch Europa hat große Möglichkeiten nicht ausgenutzt, weil die Heimat selbst zwiespältig war — Christentum isoliert auf der einen und Machtpolitik auf der anderen Seite! —, und so hat Asien einen völlig zwiespältigen Eindruck von Europa bekommen. Der weithin anerkannt segensreichen Missionstätigkeit stand oft eine kolonisatorische Arbeit gegenüber, die zum Schaden der christlichen Mission war, während beide Gebiete hätten koordiniert sein müssen. Denken wir nur daran, daß z. B. China gleichzeitig Opium und Evangelium erhalten hat! Die Stimme des christlichen Gewissens regte sich zu spät und die Kirche hatte auch nicht die Kraft, sich gegen die brutale Überlegenheit der politischen und wirtschaftlichen Kräfte durchzusetzen. Es scheint aber, als ob jetzt versucht wird, neue Wege zu beschreiten, wie es teilweise schon in den Hilfsmaßnahmen für die weiterzuentwickelnden Völker zu erkennen ist.

Auch in einer Tagung in Loccum, an der hauptsächlich Industrielle teilnahmen, gewann der Missionsdirektor solche Eindrücke, in der Erkenntnis zusammengefaßt, daß man sich selbst hilft, indem man anderen Völkern ehrlich hilft. Die Kirche nimmt jetzt Kontakt auf mit den Technikern und Kaufleuten, die in die Welt hinausziehen und holt damit nach, was vor 200 Jahren schon hätte erfolgen müssen. Die Zukunft wird erweisen, ob es noch nicht zu spät ist, denn der christlichen Mission stehen inzwischen in Asien wiedererwachte Hochreligionen mit eigener politischer Kraft und Macht gegenüber.

Da ist die Welt des Islam im Vorderen Orient, in dem die europäische Vorherrschaft restlos abgeschüttelt wurde, in Pakistan und in Indonesien. Der islamische Block wiegt auf der Waagschale der internationalen Politik und kann vielleicht auch die Entscheidung herbeiführen; also nicht nur eine religiöse sondern eine machtpolitische Kraft, mit der wir rechnen müssen. Im Gegensatz zu einst ist heute der Islam aber nicht mehr starr, vielmehr im Fortschreiten begriffen unter Erneuerung des alten Grundsatzes: „Auch politisch kein Bündnis mit den Gottlosen.“ Insgesamt eine antichristliche Größe ersten Ranges.

Da ist aber auch Indien, wo nach dem Rückzug der Europäer in Verbindung mit einem allgemeinen indischen Bildungshunger eine starke Renaissance des Hinduismus zu beobachten ist. Wenn auch in letzter

Zeit die Ansicht weitverbreitet ist, daß in Indien heute die Politik an erster Stelle stehe, so hat D. Lokies bei seinem Aufenthalt in den indischen Provinzen jüngst wieder einen ganz anderen Eindruck gewonnen: Indien ist heute so religiös wie es immer war, mit dem erstarkenden Nationalgefühl sind auch die religiösen Kräfte erstarkt. Im Gegenteil, der Hinduismus ist auf dem besten Wege dazu, jetzt auch selbst in Europa Mission zu treiben, nachdem er in sich eine verführerische „christliche Theologie“ (freilich ohne Christus!) entwickelt hat. Wie der Missionsdirektor in diesem Zusammenhang mitteilte, wird im September in der Person von Dr. Otto Wolf einer der vorzüglichsten Kenner des Hinduismus für vierzehn Tage nach Ostfriesland kommen und hier eine Reihe Vorträge über dieses Thema in verschiedenen Orten halten.

Neben dem Hinduismus ist in Indien aber auch der Buddhismus wieder im Vormarsch begriffen, der 1951 neben 300 Millionen Hindus und 10 Millionen Christen nur noch 200 000 Anhänger hatte. Im letzten Jahre sind dort bei einer einzigen Aktion wieder zusätzlich 300 000 Paria-Buddhisten geworden! Nach buddhistischer Auffassung vergeht alles, auch der Buddhismus selbst, nach dessen Zeitrechnung bisher 2500 Jahre vergangen sind und nach dessen Überzeugung jetzt für ihn nur noch eine Periode von 2500 Jahren folgt, die als eine Missionsperiode gilt. Zwei Jahre lang konferierte eine große Zahl Buddhisten ununterbrochen, um dann zum Abschluß im Mai vorigen Jahres die Erklärung abzugeben: „Von heute ab beginnt die Epoche der buddhistischen Weltmission!“ Darauf traten alle

Teilnehmer unverzüglich den Weg in diese Weltmission an. Vorher aber hatten sie erst noch in den zwei Jahren so viel Geld gesammelt, um ein erstes buddhistisches Kloster in Europa zu errichten, das wahrscheinlich schon bald in Hamburg erstehen wird.

So ist überall die Hochreligion im Aufbruch. Wir selbst aber gehen, wie D. Lokies dazu erklärte, einer Zeit entgegen, in der das Christentum absolut in der Minderheit und in der Defensive sein wird. Und er richtete einen Mahnruf an alle Christen in Deutschland, vor allem auch an die Erzieher, die christlichen Gemeinden und Geistlichen, die Frage nach dem christlichen Glauben wieder das Entscheidende in der Erziehung unserer Jugend werden zu lassen. „Was das Abendland retten wird“, so versicherte er, „wird nicht die Atombombe und technische Macht sein, es wird vielmehr der Glaube sein! Das haben wir in der Geschichte vergessen und dadurch die Welt verloren.“ Abschließend stellte der Missionsdirektor den großen inneren Unterschied der anderen Religionen und des ihnen in seinem Wert so hochüberlegenen Christentums gegenüber, in dem der heilige Geist den Menschen weiterführt, wo er allein versagen würde, wo die Realität Gottes in Christus gegeben ist, wo begnadigte Sünder wieder neue Kreaturen werden. Das Christentum schenkt, was es in den anderen Religionen nicht gibt, neues Leben, eine neue Welt, auch über den Tod und über die Grenzen der Welt hinaus.

So gesehen ist das Christentum, wie in einer dem Referat folgenden fruchtbaren Aussprache zwischen Lehrern und Pastoren noch zusammenfassend durch Missionsdirektor D. Lokies festgestellt wurde, eine Gabe Gottes an die Menschheit, die überhaupt nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Christ aber wird niemand durch das reine Studium der Theologie, Christ zu werden ist ein geheimnisvolles Geschenk. Und nicht übersehen werden darf, daß das Christentum gerade immer in der Unterdrückung und in der Defensive seine größte Kraft entwickelt hat.

aus Ostfriesland